Leben und Abenteuer
P. T. BARNUM'S,

vormaligen

Theaterdirectors in New-York,

seine großartigen Unternehmungen,

seine Kunstfahrten

mit Jenni Lind, mit Tom Thumb u. A.

Von ihm selbst beschrieben.

Aus dem Englischen.

Erster Theil.

Pest, Wien und Leipzig, 1855.
Hartleben's Verlags-Expedition.

Vorwort.

Barnum ist in seinem Heimatlande ungemein populär, und diese Popularität ist eine Folge seiner mannigfaltigen industriellen Unternehmungen, in denen er, trotz seiner originellen Späße und »Puffs,« den feinsten Tact und eine seltene Gewandtheit an den Tag legte. Dabei war er ein Ehrenmann im vollen Sinne des Wortes, und er hat sich durch strenge Redlichkeit in der Erfüllung seiner Verbindlichkeiten in beiden Hemisphären warme Freunde erworben.

Von dem Grundsatz einer wahren ungeschmückten Darstellung ausgehend, erzählt der Verfasser mit dem köstlichsten Humor die Geschichte seiner mannigfaltigen Abenteuer »vor und hinter dem Vorhange — die Schicksale eines wandernden Circus — Erlebnisse auf Reisen — Unterredungen mit gekrönten Häuptern und anderen vornehmen Personen in Europa — Skizzen und Anekdoten aus dem amerikanischen Leben — insbesondere seiner glänzenden Künstlerfahrten mit General Tom Thumb und mit Jenny Lind, seine landwirthschaftlichen Versuche, seine Bankoperationen u. s. w., ohne dem

Leser seine geschickten Combinationen und glänzenden Erfolge zu verschweigen.

Der Verfasser sagt mit der ihm eigenen Offenheit:

»Ich bin seit einigen Jahren wiederholt und dringend aufgefordert worden, die Geschichte meines Lebens zu schreiben; Buchhändler versicherten, das Buch werde eine starke Verbreitung finden, und persönliche Freunde meinten, es müsse ein recht lesbares Buch werden.

»In diesen Blättern biete ich die wahre Geschichte meiner vielfältigen Abenteuer und zahlreichen Unternehmungen, an denen ich betheiligt gewesen bin.

»Die Leser werden sehen, daß mein Lebenslauf wirklich einer bunten Musterkarte gleicht. Ich war Bauer und Kaufmann, Schreiber und Theaterdirector, Speculant und Bankpräsident. Ich habe Kerker und Paläste bewohnt, in Armuth und Ueberfluß gelebt, ich habe einen großen Theil beider Continente bereist, alle Arten von Menschen kennen gelernt, alle Phasen des Lebens gesehen, und bin bei verschiedenen Gelegenheiten in großer persönlicher Gefahr gewesen.

»In diesen verschiedenen Lebensverhältnissen habe ich einige traurige Erfahrungen gemacht; aber im Ganzen ist mein Leben froh und heiter gewesen. Ich habe die Dinge gemeiniglich von der Lichtseite betrachtet, und aus den Anekdoten, die in diesem Buche zerstreut sind, werden manche meiner Leser vielleicht schließen, ich sey ein Witzbold und Spaßmacher. Die Erklärung hierfür findet sich in meinem

Naturell, in meinem Jugendleben und in meiner spätern Wirksamkeit. Ich glaube jedoch, daß die von mir erzählten komischen Auftritte nichts enthalten, wodurch das zarteste Gefühl verletzt werden könnte; manche Anekdote wird zugleich das Zwerchfell erschüttern und eine gute Lehre geben.

»Meine sogenannten »Puffs« habe ich ganz ungeschmückt erzählt, und in der Geschichte des amerikanischen Museums und des General Tom Thumb glaube ich nur ein berechtigtes Selbstgefühl gezeigt zu haben.

»Der musikalische Feldzug der gefeierten Jenny Lind, der mir von allen Seiten Dank- und Glückwünsche erworben, ist hier ausführlich erzählt worden.

»Ich habe auch keine meiner Unternehmungen unerwähnt gelassen, und meine Bekenntnisse sind ebenso aufrichtig als umfassend.

»Iranistan 1854.

»**P. T. Barnum.**«

I.

Meine früheste Jugend.

Erstes Erscheinen. — Schulerfahrungen. — John Haight. — Eisbruch. — Bezahlung einer Schuld. — Lebende Statuen. — Tauche, du Vagabunde! — Speculation in Hörnern. — Der Beißer gebissen. — Roß und Reiter. — Die Krisis. — John geht in See. — Ein Seeoffizier. — Pennies und Sechspennies. — Fisch außer dem Wasser. — Erster Besuch in New-York. — Abenteuer in der Stadt. — Speculation in Orangen. — Kanonen und Knallerbsen. — Ebbe in der Casse. — Mein erster Tauschhandel. — Rückreise.

Mein erstes Erscheinen auf der Weltbühne fand am 5. Juli anno domini 1810 statt. Die Feier der Unabhängigkeit war vorüber, die Kanonen, die unser Nationalfest verherrlicht, hatten aufgehört zu donnern, der Rauch hatte sich zerstreut, die Trommeln schwiegen, und als Alles wieder ruhig war, machte ich mein Debut.

Diese Neigung, der Gefahr aus dem Wege zu gehen, ist mir immer eigen geblieben. Ich habe immer gedacht, wenn ich in den Krieg ziehen müßte, würden die Beine meine Hauptwaffen seyn. Ich würde mich kaum zu der Höhe jenes Yankeesoldaten erheben, der auf eigene Faust einige Schüsse auf den Feind abfeuerte und sich dann aus dem Staube machte und sang:

»Wer kämpft und glücklich nimmt Reißaus,
Ein andermal zum Kampf zieht aus.«

Ich bin ein friedliebender Mensch, und die beiden ersten Worte der ersten Zeile würden sich nie auf mich anwenden lassen, wenn es mir möglich wäre die folgenden Worte auf mich zu beziehen.

So viel mir bekannt, machte mein Erscheinen kein besonderes Aufsehen im Dorfe, obgleich meine gute Mutter versichert, ich hätte in der ersten Stunde meines Lebens ungeheuren Lärm gemacht und es sey ihr seitdem nicht gelungen ein Beruhigungsmittel zu entdecken.

Ich übergehe meine ersten sieben Lebensjahre, in denen mich mein Großvater mit Zucker fütterte und meine Taschen mit Pennies füllte, für die ich mir Rosinen und Citronat zu den billigsten Preisen gegen baare Zahlung kaufte.

Mit dem sechsten Jahre begann ich die Schule zu besuchen. Das erste Datum, das ich, so viel mir erinnerlich, auf mein Schreibheft schrieb, war 1818. Ein Schulhaus war damals ein zu fürchtender Gegenstand, ein Schulmeister ein Popanz, vor welchem die Kinder zitterten. Mein erster Lehrer war ein Herr Camp, der zweite Herr Zerah Judson, der dritte ein Herr Curtis von Newtown, der vierte Doctor Orris T. Taylor, und nachmals mein Oheim Alanson Taylor u. s. w. Im Sommer hatten wir eine treffliche Lehrerin, Miß Hannah Starr, deren Günstling ich war und die ich immer sehr hoch geschätzt habe. Die ersten drei Lehrer machten von der Ruthe einen sehr ausgedehnten Gebrauch, und in dem dunklen Carcer saß während der Schulstunden fast immer irgend ein beklagenswerther junger Weltbürger, der das Mißfallen des Autokraten erregt hatte.

Ich galt im Allgemeinen für einen ziemlich fähigen Schüler, und als ich heranwuchs, waren mir nur zwei oder drei meiner Mitschüler überlegen. In der Arithmetik war ich

ungemein schnell, und ich erinnere mich, daß ich im Alter von zwölf Jahren einst mitten in der Nacht von meinem Lehrer aus dem Bett geholt wurde, um ein Rechenexempel zu lösen. Mein Lehrer hatte nemlich mit einem Nachbar gewettet, ich würde in fünf Minuten berechnen, wie viele Fuß ein Fuder Holz enthalte. Der Nachbar gab die Dimensionen an, und da ich keine Schiefertafel zu Hause hatte, so kratzte ich die Zahlen auf das Ofenrohr und nannte das Facit in weniger als zwei Minuten zur größten Freude meines Lehrers und meiner Mutter, so wie zum nicht geringen Erstaunen des ungläubigen Nachbars. Mein Vater war Schneider, Landwirth und zuweilen auch Gastwirth; ich wurde daher oft vom Schulbesuch abgehalten, der sich auf die gewöhnliche Bezirksschule beschränkte, nur einen Sommer besuchte ich die »Akademy« in Danbury, und den drei (englische) Meilen langen Weg mußte ich wöchentlich sechsmal hin und zurück machen.

Wie die meisten Söhne von Landwirthen mußte ich die Kühe austreiben und nach Hause holen, Holz tragen, Krautfelder jäten, und als ich größer wurde, lernte ich pflügen, Heumachen, Schaufel und Spaten handhaben; aber ich fand nie Vergnügen an der Arbeit.

Einer meiner Spielcameraden, der zwei Jahre älter war, trieb zuweilen mit mir zugleich die Kühe aus. John war der Sohn des Doctor Haight, eines Landarztes; er war etwas vorlaut und streitsüchtig, und stahl gern Pfirsiche, Aepfel und Wassermelonen aus anderer Leute Gärten. Ich erhielt manche Züchtigung für die Nichtachtung des Befehls meiner Mutter, »mit John Haight nicht zu spielen.«

John war für alle sorgsamen Mütter ein wahrer Popanz; er hatte in hohem Grade das Talent, ihre Söhnlein

in die Klemme zu bringen, aber er half ihnen nie wieder heraus. Die andern Knaben waren im Allgemeinen seine guten Freunde, aber sie fürchteten ihn; sie waren ihm zugethan, weil er ein toller Waghals war, und fürchteten ihn wegen der abscheulichen Tyrannei gegen seine Cameraden.

Eines Tages liefen mehre Schulknaben Schlittschuhe auf einem etwa zwölf Fuß tiefen Teiche. John, durch seine Keckheit getrieben, wagte sich auf einen Theil des Teiches, wo das Eis dünn war; das Eis brach und er sank beinahe ganz unter. Nur Kopf und Schultern blieben sichtbar. John war damals etwa vierzehn Jahre alt, die andern Knaben zwischen zehn und zwölf. Er rief laut um Hilfe, aber wir Alle fürchteten uns, der gefährlichen Stelle nahe zu kommen. Bei jeder Anstrengung, die er machte, aus dem Wasser zu kommen, brach das Eis unter dem Drucke seiner Arme. Wir waren scheu und blieben in ehrerbietiger Entfernung. John, der unsere Furcht sah, wurde zornig und schwur, er werde Jedem von uns einen »tüchtigen Denkzettel schreiben,« wenn wir ihm nicht beiständen.

Diese Drohung brachte uns vollends aus der Fassung, und mit der Unbesonnenheit, die Knaben dieses Alters eigen ist, liefen wir Alle davon und überließen den armen John seinem Schicksal. Wir kümmerten uns nicht viel darum, denn die Züchtigungen, die wir von ihm erhalten hatten, waren noch in zu frischem Andenken. Am folgenden Tage begegnete mir einer meiner Cameraden. Sein Kopf war mit einem Tuche umwunden, unter welchem der Winkel eines blau geschlagenen Auges hervorlugte.

»Was ist denn geschehen?« fragte ich.

»John Haight ist gestern aus dem Wasser gekommen

und heute hat er mich durchgewalkt, weil ich ihm nicht zu Hilfe gekommen bin,« war die Antwort.

Am folgenden Tage, als ich mich wieder zum Schlittschuhlaufen begab, begegnete mir John.

»Halt, oder Du bekommst deinen Todesstreich!« brüllte er mir zu.

Ich stand so geschwind still, als ob das Commando von einem Artilleriehauptmann ausgegangen wäre.

Er trat mir so nahe, daß ich seinen Athem in meinem Gesicht fühlen konnte, und sah mich scharf an.

»Taylor Barnum,« sagte er, »mich dünkt, ich bin Dir auch eine Prügelsuppe schuldig.« Er zog nun ganz gelassen seinen Rock aus, warf ihn auf den Schnee und bezahlte mir seine Schuld. In weniger als zwei Minuten hatte er mich »ganz mürbe gewalkt,« und ich lief, in Thränen gebadet, nach Hause. Als meine Mutter die Ursache meines Schmerzes vernahm, erwiederte sie, es geschähe mir recht.

Einige Tage nachher begegnete John meinem Vater, der kein Wort von der Geschichte wußte und ihn gesprächsweise fragte: »Nun, John, läufst Du nicht Schlittschuhe?«

»O ja, Onkel Phile; neulich bin ich bis an den Hals hineingelaufen,« antwortete John mit unverwüstlichem Ernste.

Trotz der Tyrannei dieses Knaben war ich lieber in seiner Gesellschaft als in der Gesellschaft meiner andern Cameraden. Die Familie zog nach Norwalk; aber es sind so viele meiner Jugenderinnerungen mit ihm verknüpft, daß ich nicht umhin kann, noch einige ihn betreffende Vorfälle zu erzählen, obschon ich nicht unmittelbar dabei betheiligt war.

An einem Sonntage (es war mitten im Sommer) badete sich John mit seinem jüngern Bruder im Bache. Als

die Leute aus der Kirche kamen, standen John und Tom völlig nackt auf dem Brückengeländer.

»Rühre Dich nicht, bis ich das Zeichen gebe,« sagte John zu seinem Bruder, der nicht wußte was er anfangen sollte.

Die Schaaren von Damen und Herren näherten sich der Brücke, aber die beiden Brüder standen regungslos wie Statuen. Als die ersten zwanzig Personen die Brücke betraten und noch Hunderte folgten, rief John laut: »Jetzt, Tom, tauche! Du kleiner Vagabunde, tauche!« und stieß den armen kleinen Tom in den tiefen Strom, der dreißig Fuß unter der Brücke floß. John sprang selbst mit hinunter, und einige Augenblicke nachher kam er, mit dem kleinen Tom auf dem Rücken, wieder zum Vorschein und schwamm dem Ufer zu.

Ein Kammmacher in Norwalk, der mehr auf seinen Vortheil bedacht war als nach Grundsätzen handelte, sagte einst zu ihm: »John, es sind einige Schiffsladungen Hörner angekommen und liegen am Aufladungsplatze in dem Speicher von Munson, Hoyt und Compagnie. Wenn Du gelegentlich einige Hörner wegstibitzen kannst, so zahle ich Dir einen Schilling für das Stück.« Dies war kaum der halbe Werth, aber John brauchte Geld und willigte ein.

Abends brachte er dem Kammmacher vier schöne Ochsenhörner und erhielt einen halben Dollar für das gestohlene Gut. Am andern Abend brachte er wieder so viel. Der Kammmacher warnte ihn, vorsichtig zu seyn und sich nicht ertappen zu lassen. John dankte ihm für die Warnung und versprach ihm, seine langfingerigen Operationen mit dem tiefsten Geheimniß zu betreiben. So trieb er's Wochen lang; jeden Abend brachte er Hörner und erhielt den Lohn für seine Diebereien. Es verstrichen Monate, und John erregte noch kei-

nen Verdacht. Endlich brachte er ein Dutzend Hörner auf einmal und verlangte drei Dollars dafür; »denn sie sind viel größer als die früheren,« sagte er, »und gelten im Handel dreimal mehr.« Der Kammmacher betrachtete sie und erwiederte mit großem Erstaunen: »Das sind ja die größten spanischen Hörner! Wo hast Du sie bekommen?«

»Natürlich auf der Werfte,« erwiederte John.

Der Kammmacher traute dem Handel nicht recht.

»Ich will Dir zwei Dollars auf Rechnung geben,« fuhr er fort, »und morgen Früh will ich auf die Werfte gehen und den ganzen Vorrath anschauen.«

John erhielt seine zwei Dollars, aber es war das letzte Geld, das er auf diese Art erhielt. Am andern Morgen entdeckte der Kammmacher, daß in der großen Niederlage solche Hörner gar nicht waren, daß John Haight die Hörner aus des Kammmachers eigenem Magazin genommen und dafür mehr als hundert Dollars erhalten hatte!

Der folgende vierte Juli *) wurde in Norwalk durch Wettrennen gefeiert, Ich war zugegen. Ein Gentleman wollte sein feuriges Roß an dem Rennen theilnehmen lassen, aber es fand sich kein hinlänglich leichter Reiter, der es zu besteigen wagte. Der störrische Gaul hatte schon manchen guten Reiter abgeworfen und war in der ganzen Umgegend bekannt. John hörte die Verlegenheit des Eigenthümers und erbot sich, das gefürchtete Thier zu reiten, unter der Bedingung, daß er im Fall des Gewinnens seinen Antheil am Einsatz haben sollte. Der Eigenthümer des Pferdes nahm den Antrag an, und John war bald im Sattel. Die Preisrichter

*) Der Jahrestag der Unabhängigkeitserklärung der Vereinigten Staaten.

Anm. des Uebers.

nahmen ihren Platz ein, die Pferde wurden in einer Reihe aufgestellt, das Zeichen wurde gegeben und Alle sprengten fort. In wenigen Minuten waren alle Pferde im gestreckten Galopp, die Sporen und Peitschen waren unabläßig thätig — da wurde John's Renner plötzlich scheu und warf den Reiter über eine sieben Fuß hohe Mauer.

Hunderte von Menschen eilten herbei, und der arme John ward für todt aufgehoben. Das Blut floß aus einer großen Stirnwunde, und mehre andere schwere Verletzungen fanden sich an Gesicht und an Körper. Sein Vater erschien mit anderen Aerzten. Man schlug dem Verwundeten eine Ader und wandte andere Belebungsmittel an, aber vergebens. John blieb bewußtlos und wurde auf einer Tragbahre nach Hause gebracht. Die Belustigungen hatten ein Ende und das Dorf war in Trauer versetzt. John war eigentlich kein schlechter Mensch, und seine tollen Streiche hatten den Landleuten immer so viel Unterhaltung gewährt, daß sie fühlten, sie könnten »einen bessern Menschen besser entbehren.«

»Glaubt Ihr, daß er sterben wird?« war die oft wiederholte Frage an die Leute, die aus dem Hause kamen, wo John besinnungslos lag.

»Es scheint keine Hoffnung mehr zu seyn,« war die gewöhnliche Antwort.

John lag die ganze Nacht, ohne ein anderes Lebenszeichen zu geben, als die kaum bemerkbaren Athemzüge und von Zeit zu Zeit ein leises Aechzen.

Am andern Morgen war er noch bewußtlos, und die Eintönigkeit seines dunkel gemachten Zimmers wurde von Zeit zu Zeit durch unverständliche Laute unterbrochen.

Die Aerzte beriethen sich und die Frager erhielten zur Antwort, die angewendeten Arzneimittel würden um Mittag

wahrscheinlich eine Krisis herbeiführen, und es würde sich dann zeigen, ob noch Hoffnung vorhanden. Seine Eltern und Verwandten erwarteten mit angstvoller Spannung die Entscheidung; die Minuten schienen ihnen Stunden — es schlug zwölf, und noch immer war kein Zeichen des wiederkehrenden Bewußtseyns wahrzunehmen. Zehn, fünfzehn Minuten verstrichen und noch kein beruhigendes Zeichen.

»Wird er uns verlassen ohne ein Wort oder einen Blick der Erkennung?« jammerte seine trostlose Mutter.

»Wir hoffen und glauben,« antwortete einer der Aerzte geheimnißvoll leise, »daß er in einigen Minuten zum vollen Bewußtseyn kommen wird, wenn er auch nicht mit dem Leben davon kommt.«

Es vergingen noch zehn Minuten, und John wandte sein Gesicht langsam gegen die ängstlich harrenden Verwandten. Nach und nach schlug er die Augen auf, seine Lippen fingen an sich zu bewegen — Alle warteten und lauschten in athemloser Spannung.

»Der verwünschte Gaul — ich glaube, er hat mich abgeworfen!« schimpfte John, der nun zur Besinnung gekommen war.

Die Umstehenden konnten sich des Lachens nicht erwehren; die Gesichter seiner bekümmerten Eltern erheiterten sich, und die Aerzte erklärten, er werde bei guter Pflege wahrscheinlich genesen.

Eine Woche später war John mit verbundenem Kopfe auf der Straße, und er hatte große Lust, die erste Gelegenheit zu benutzen, um seine tollen Streiche wieder anzufangen.

Im Alter von sechzehn Jahren war er so tollkühn geworden, daß seine Eltern nichts mit ihm anzufangen wußten. Sein Vater beschloß daher, ihn auf's Meer zu schicken. John

begleitete ihn ganz vergnügt nach New=York und wurde bald am Bord einer nach Rio=Janeiro bestimmten Brigg untergebracht. In den ersten Tagen war John etwas halsstarrig, aber unter der Mannszucht eines strengen Bootsmannes wurde er bald fügsam und betrug sich gut. Er kehrte am Bord desselben Schiffes nach New=York zurück und machte aus freiem Antriebe eine zweite Seereise.

Bei seiner zweiten Ankunft in Rio wurden ihm von einem Matrosen seine Kleider gestohlen. Er ärgerte sich, verließ die Brigg und versteckte sich, denn er war entschlossen nicht an Bord zurückzukehren. Der Capitän suchte ihn vergebens, und mußte ohne ihn die Rückfahrt nach New=York antreten. Der Tag der Ankunft war im voraus bekannt, und John's Vater, der sich in New=York niedergelassen hatte, begab sich an den Hafen, um seinen Sohn zu sehen. Aber zu seinem größten Erstaunen und Kummer hörte er, daß John das Schiff verlassen habe und in Südamerika geblieben sey. Seine Verwandten waren trostlos und beschworen den Capitän, ihn bei der nächsten Fahrt zur Rückkehr zu bewegen. Unglücklicherweise mußte der Capitän eine Reise nach Liverpool und nach seiner Rückkehr aus Europa eine Reise nach Neuorleans machen, ehe er wieder nach Brasilien kam.

Endlich war er wieder segelfertig. Doctor Haight drückte ihm hundert Dollars in die Hand und bat ihn, seinen Sohn ausfindig zu machen, das Geld zu seinem Nutzen zu verwenden und ihn zu seinen bekümmerten Eltern zurückzuführen. Der Capitän versprach alles zu thun was in seiner Macht stehe.

Als die Brigg in Rio=Janeiro ankam, begab sich der Capitän ans Land und fast der Erste, der ihm begegnete, war John Haight, mit zwei Epauletten und in der Uniform eines brasilianischen Seeoffiziers.

»Haight! sind Sie es wirklich?« rief der erstaunte Capitän.

»Ja, ich bin's,« erwiederte John, sich in die Brust werfend.

»Es freut mich, Sie wiederzufinden, aber ich bin erstaunt, Sie in dieser Uniform zu sehen,« antwortete der Capitän.

»Ich gedenke vor meinem Ende noch andere Leute in Erstaunen zn setzen,« erwiederte der junge Offizier.

»Aber Sie müssen mit mir nach New-York zurückfahren,« entgegnete der Capitän. »Ihre Verwandten sind sehr besorgt um Sie und Ihr Vater hat mir hundert Dollars gegeben, um Sie zu unterstützen.«

»Ich brauche keine Unterstützung,« erwiederte John; »geben Sie meinem Vater das Geld nur mit vielen schönen Grüßen zurück, und sagen Sie ihm, daß man mir hier alle meine Kleider gestohlen und daß ich nicht wieder heimkehren will, bis ich mehr verliere oder wieder bekomme.«

John kam nie wieder, und so viel mir bekannt, hat man nichts wieder von ihm gehört. Wahrscheinlich hat der junge Mann, der bei sorgfältiger Erziehung gewiß eine hohe Stellung in der Gesellschaft errungen haben würde, bald darauf seinen Tod gefunden.

Mein Erwerbstalent muß sehr groß gewesen seyn, oder meine Eltern müssen es schon frühzeitig gepflegt und entwickelt haben. Im fünften Jahre begann ich schon Pennies und Sechspennies auf die Seite zu legen. Als ich sechs Jahre alt war, sagte mir mein Großvater, alle meine kleinen Geldstücke beliefen sich auf einen Dollar, und forderte mich auf,

meine Ersparnisse in die Tasche zu stecken und mit ihm zu gehen, er wolle mir etwas Schönes zeigen. Ich wickelte meinen Reichthum in ein Schnupftuch, das ich sorgfältig fest hielt, und ging mit meinem Großvater aus. Er führte mich in das Dorfwirthshaus und sagte zu dem Wirth: »Hier, Herr Makely, ist der reichste Junge in der ganzen Gegend. Er hat einen Dollar in der Casse; nehmen Sie ihm seine kleine Münze ab und geben Sie ihm einen Silberdollar dafür.«

Der gefällige Wirth nahm meinen Cassenvorrath und gab mir einen Silberdollar.

Nie fühlte ich mich seitdem so reich, so durchaus unabhängig von der Welt, wie damals, als ich den ersten Silberdollar, der mir ungeheuer groß schien, mein nannte und mit wonnetrunkenem Blicke betrachtete. Ich glaubte aufrichtig, die ganze Erde mit allen ihren Herrlichkeiten könne mit dem wundervollen Silberstück gekauft werden.

Aber mein Dollar blieb nicht lang allein. Meine Mutter ermahnte mich, immer meine Pennies zu sparen, und das that ich. Als ich größer wurde, gab mir mein Großvater täglich zehn Cents für das Reiten des Pferdes, das vor die Pflugochsen gespannt wurde, und ich ersann noch verschiedene Mittel, meinen Vorrath von Kupfergeld zu vermehren. In müßigen Stunden trieb ich das Hausirergewerbe. Mein Waarenvorrath beschränkte sich anfangs auf candirten Zucker, bald kamen auch Lebkuchen, Citronat, Kirschwasser und dergleichen hinzu. Dieser letzte Artikel bestand aus inländischem Rum, in den wilde Kirschen mit etwas Zucker gethan wurden. Ich erfuhr bald, daß die Soldaten gern Kirschbranntwein trinken, und sobald ich die Worte: »Halt! — Gewehr beim Fuß!« hörte, näherte ich mich den Recruten mit Flasche und Gläschen. In einigen Jahren wäre ich ein

zweiter Crösus geworden, wenn mir mein Vater nicht erlaubt hätte, mir meine Kleider zu kaufen. Dadurch wurde meine Casse beträchtlich kleiner. Aber mein Speculationsgeist war einmal geweckt, und ich hatte bereits einige Schafe, ein Kalb, dessen einziger Eigenthümer ich war, und anderes Eigenthum, das mir im Alter von zwölf Jahren das Bewußtseyn eines reichen Mannes gab.

Zugleich fühlte ich, daß ich meine eigentliche Sphäre nicht erreicht hatte. Der Meierhof war kein Platz für mich. Ich hatte immer eine Abneigung gegen Handarbeit; mein einziges Streben war auf Kopfarbeit gerichtet. Ich war stets bereit, einen Spaß zu machen oder Pläne zum Geldmachen zu schmieden, aber zu schwerer körperlicher Arbeit war ich durchaus nicht geschaffen. Mein Vater meinte, ich könnte im Garten so gut wie jeder Andere pflügen und graben, aber ich wußte gemeiniglich die Arbeit zu umgehen oder nachlässig zu betreiben.

Ich war kaum zwölf Jahre alt, als ich die Hauptstadt des Handels zum ersten Male besuchte. Die Sache kam so: Mein Vater hatte, wie schon erwähnt, eine Dorfschenke. An einem Nachmittage im Januar 1822 kam Herr Daniel Brown, von Southburg, mit einer Trift Schlachtvieh, das in New-York verkauft werden sollte. Die Ochsen wurden in den Hof getrieben, die Pferde, die er mit seinen Gehilfen ritt, in den Stall gebracht, und nach dem Abendessen machte sich's Herr Brown bequem und nahm am Feuer Platz.

Er war in meinen Augen ein großer Mann, denn er war in »York« gewesen, und »nach York reisen« war damals so viel, als jetzt eine Reise nach Europa machen. Ich lauschte auf die Erzählung seiner Abenteuer in Stadt und Land, und

das Interesse, das er mir einflößte, wurde immer größer. Endlich sagte er zu meinem Vater, daß er in Ridgefield und an andern Orten auf seinem Wege zur Stadt noch weit mehr Schlachtvieh kaufen wolle und einen Burschen, der leicht auf den Füßen, als Treiber zu miethen wünsche. Ich bat sogleich meinen Vater (wie heutzutage ein Stellensucher) sich für mich zu verwenden und mir wo möglich diese beneidenswerthe Stellung zu verschaffen. Er that es. Meine Mutter, die in Rath genommen wurde, gab ihre Einwilligung, und es wurde beschlossen, daß ich nach New-York gehen sollte. Ich wurde sogleich zu Bett geschickt, um mit Tagesanbruch die Reise antreten zu können. Aber ich konnte nicht schlafen; Visionen aller Art erfüllten meine Phantasie. Eine neue Welt sollte vor mir eröffnet werden. Gegen Morgen schlief ich eine Weile, von der großen Stadt mit dem goldenen Straßenpflaster und vielen Luftschlössern träumend.

Bei Tagesanbruch wurde ich geweckt; ich kleidete mich rasch an, nahm einen Morgenimbiß und trat zu Fuß und mitten in heftigem Schneegestöber meine Reise an. Ehe wir Ridgefield erreichten, mußte ich Herrn Brown's Pferd besteigen, um einen von der Heerde entwichenen Ochsen zu verfolgen; das Pferd stürzte, fiel auf mich und verrenkte mir den Fuß. Ich hatte heftige Schmerzen, aber ich ließ nichts merken, weil ich fürchtete, mein Herr werde mich auf irgend eine Weise zurückschicken, denn ich war noch nicht zehn Meilen vom Hause. Glücklicherweise erlaubte er mir, hinter ihm auf dem Pferde zu sitzen, und Abends im Gasthause badete ich meinen sehr geschwollenen Fuß. Am folgenden Tage war's etwas besser, aber da ich noch hinkte, erlaubte mir Herr Brown fast die ganze Zeit zu reiten.

In drei bis vier Tagen kamen wir nach New-York und kehrten im Gasthause zum »Ochsenkopf« ein. Der Verkauf des Schlachtviehes mochte wohl eine Woche dauern, dann sollte ich mit dem Treiber zu Schlitten nach Hause zurückkehren.

Es war eine große Woche für mich. Meine Mutter hatte mir vor meiner Abreise einen Dollar gegeben, und ich hielt diese Summe für unerschöpflich; ich glaubte damit jeden Wunsch befriedigen und doch eine unbekannte Menge kleiner Münzen übrig behalten zu können. Zuerst kaufte ich Orangen; diese Frucht aß ich sehr gern, und hatte mir so viel davon gewünscht, wie ich essen könnte. Ich trat in einen Conditorladen und fragte nach dem Preise der Orangen. »Vier Pence das Stück,« war die Antwort.

Vier Pence sind in Connectitut sechs Cents, und ich glaubte, so sey es in der ganzen Welt. Ich war gewohnt, in allen Dingen zu markten, dachte an Franklin's Sprichwort: »Ein Penny erspart, sind zwei Pence verdient;« ich erwiederte daher, vier Pence das Stück sey zu theuer, und bot zehn Cents für zwei Orangen.

Die Verkäuferin besann sich einen Augenblick, aber endlich erwiederte sie, da ich es sey und wahrscheinlich zum ersten Male nach New-York komme, wolle sie mir die zwei Orangen um zehn Cents lassen; sie hoffe aber, daß ich ihr auch künftig meine Kundschaft zuwenden werde. Ich dankte ihr und nahm die Orangen. Ich glaubte, sie sey sehr generös gewesen, denn ich kannte den verschiedenen Werth der Scheidemünze nicht und ahnte daher nicht, daß ich zwei Cents mehr bezahlt hatte, als sie verlangte.

Die beiden Orangen waren bald verzehrt und ich kaufte noch zwei; es blieben mir noch achtzig Cents. Diese Summe

schien mir für alle irdischen Bedürfnisse vollkommen ausreichend. Ich kaufte für einunddreißig Cents eine kleine Kanone, mit der man ein Stöckchen einige Schritte weit schießen konnte. Ich wollte meine Schulcameraden mit der Kanone in Erstaunen setzen. Ich ging in das Gastzimmer unseres Wirthshauses und begann mit der Kanone zu spielen. Die Stube war voll von Gästen, und da ich auf's Gerathewohl schoß, so streifte der Pfeil einem Gast die Nase und traf den Kellner ins Auge. Durch den Schmerz aufgebracht, stürzte der Letztere hinter dem Schenktisch hervor, packte mich beim Kragen, gab mir einige Ohrfeigen und befahl mir, das Spielzeug wegzuthun, sonst werde er's in den Ofen werfen. Ich schlich mich beschämt fort, die Treppe hinauf und legte den kostbaren Schatz unter mein Kopfkissen.

Bei meinem zweiten Besuche weihte mich die Spielwaarenhändlerin in die Geheimnisse der Knallerbsen ein. Sie warf eine mit großer Kraft auf den Fußboden, und der laute Knall ergötzte mich ungemein. Würde das meine Schulcameraden nicht in Erstaunen setzen? Ich kaufte zu diesem Zwecke für sechs Pence, aber bis zu meiner Heimkehr konnte ich mir das Vergnügen unmöglich versagen; ich beschloß den Gästen eine Ueberraschung zu machen, denn ich glaubte, die geniale Erfindung der Knallerbsen sey ihnen ganz unbekannt. Ich nahm daher zwei aus der Tasche und warf sie mit aller Kraft in den Speisesaal, in welchem sich die Gäste versammelten; ein doppelter Knall folgte zum größten Erstaunen und Verdruß der Anwesenden. Der Wirth kam sehr erzürnt, erkannte in mir den Schuldigen und streckte mich mit einem einzigen Schlage seiner offenen Hand zu Boden.

»Du kleiner Gelbschnabel!« rief er; »lerne etwas Besseres, als Knallerbsen in meinem Hause werfen!«

Die Lection wirkte; ich ging fort und legte die noch übrigen Knallerbsen zu meiner Kanone. Ich kam nicht an den Tisch: meine Würde war beleidigt und mein Appetit verschwunden. Ich fühlte mich gedemüthigt und verlassen. Der Spielwaarenladen blieb meine einzige Zuflucht. Ich besuchte ihn noch einmal, kaufte eine Uhr, eine Busennadel und einen Kreisel. Ich war noch ein reicher Mann — ich besaß noch eilf Cents. Ich ging zu Bett und träumte von allen meinen Herrlichkeiten.

Am andern Morgen, unmittelbar nach dem Frühstück, besuchte ich den Spielwaarenladen wieder, um »mich umzusehen,« und bemerkte viele schöne Sachen, die ich Tags zuvor nicht beachtet hatte. Ich sah ein wunderschönes Messer mit zwei Klingen, einen Bohrer und einen Korkzieher — lauter nützliche Sachen! Ich mußte sie haben; mein Vater würde sich gewiß darüber freuen. Und wie würden sich die Leute in Bethel darüber wundern! Alle diese schönen und zugleich nützlichen Sachen kosteten nur einunddreißig Cents; aber ich hatte leider nur noch eilf! Ich sah zu meinem Erstaunen, daß meine Casse erschöpft war. Doch das Messer mußte ich haben; ich erbot mich daher den Kreisel und die Busennadel mit einem kleinen Verlust zurückzugeben, meine eilf Cents dazuzulegen und dafür das Messer zu nehmen. Die gute Frau nahm das Anerbieten an, und so machte ich meinen ersten Tauschhandel. Nun bemerkte ich aber candirten Zucker, der weißer und schöner war als aller andere, den ich zuvor gesehen hatte. Mein Appetit war unwiderstehlich; ich bat die Dame, sie möge die Uhr mit einem kleinen Sconto zurücknehmen und mir candirten Zucker zu geben. Sie that es. Der Zucker war köstlich — und ehe es Abend wurde, gab ich meine Flinte zurück und ließ mir dafür candirten Zucker geben. Am andern

Morgen vernaschte ich alle meine Knallerbsen in derselben Weise, und im Laufe des Tages trat auch mein prächtiges Messer in die süßen Fußtapfen der übrigen schönen und nützlichen Dinge. Candirter Zucker war der Fels, an welchem ich scheiterte. Mein Geld war fort, und es ging mir wie Oliver Twist: ich wollte mehr haben.

Die brave Frau hatte einen Sohn von meiner Größe. Meine beiden Schnupftücher konnte ich, streng genommen, wohl entbehren; der Junge konnte sie brauchen, und ich nahm mit Vergnügen das Anerbieten der Mutter an, die Tücher gegen vier Stangen Candiszucker zu vertauschen. Ich hatte auch ein Paar Strümpfe zum Wechseln mitgebracht, die im Grunde überflüssig waren, ich trug daher kein Bedenken, fünf Stangen Candiszucker dafür zu nehmen.

Als ich mich so meiner ganzen Habe entledigt hatte, fügte ich mich geduldig in mein Schicksal und sah mich nach einer andern Zerstreuung um. Ich machte die Bekanntschaft eines jungen Gentleman aus Connecticut. Er mochte etwa zwanzig Jahre alt seyn, war schon früher einmal in New-York gewesen, und erbot sich mir die Stadt zu zeigen. Ich begleitete ihn mit Vergnügen und sah viele Dinge, die mich über die Maßen in Erstaunen setzten. Er führte mich auf den damals sogenannten »Bärenmarkt,« der jetzt »Washington-Markt« heißt. Ich war sehr erstaunt über die große Menge Fleisch, die daselbst zum Verkauf ausgeboten wird.

»Was in aller Welt wollen denn die Leute mit all' diesem Fleisch machen?« fragte ich meinen Begleiter mit großer Neugier.

»Natürlich wollen sie es verkaufen,« antwortete er.

Die Sache schien mir ungeheuer lächerlich, denn ich

hielt es für unmöglich, vor dem jüngsten Tage so viel Rindfleisch zu verzehren. Es wurde wahrscheinlich in den nächsten vierundzwanzig Stunden gegessen; aber einem unerfahrnen Knaben vom Lande kam dies ganz unglaublich vor. »Onkel Sam Taylor« fand es einige Jahre nachher eben so unglaublich. Der alte Herr stand eines Morgens Früh auf und sagte zu seinen Reisegefährten: »Wir wollen auf den Fultonmarkt gehen. Es wird wahrscheinlich eine große Rindfleischausstellung seyn; denn ich habe schon drei Wagen voll vorbeifahren sehen!«

Mein Freund führte mich auch vor die Stadt in das Staatsgefängniß und weidete sich an meinem Erstaunen über die vielen Sträflinge in der gestreiften Gefängnißtracht, und insbesondere über ein paarhundert Schuhmacher, die bei unserem Eintritt mit mechanischer Pünktlichkeit ihre Gesichter der Thür zuwandten, als ob es Automaten, durch einen einzigen Draht bewegt, gewesen wären. An demselben Tage sah ich auch die erste große Windmühle.

Die Woche verstrich schnell. Herr Brown nahm auch gleich nach Tische seinen einspännigen Schlitten und fuhr am ersten Tage bis Sawpitts, jetzt Port-Chester genannt. Dort übernachteten wir, reisten sehr früh wieder ab und kamen an demselben Abend in Bethel an.

Ich hatte tausend Fragen zu beantworten und fand meine Geschwister sehr unzufrieden, daß ich für meinen Dollar gar nichts mitgebracht hatte. Meine Mutter musterte meine Garderobe; es fehlten zwei Schnupftücher und ein Paar Strümpfe; ich bekam Schläge und wurde zu Bett geschickt. So endete mein erster Besuch in New-York.

Ich war lange der »Lion« unter den Schulknaben, denn

ich »war in York gewesen« und hatte manche Wunderdinge, die sie nur vom Hörensagen kannten, mit meinen eigenen Augen gesehen.

II.

Commis in einer »vermischten Waarenhandlung.« Anekdoten.

Geschäftspraxis. — Die Börse der Witzbolde. — Meine Erbschaft. — Ivy Island. — Die Entdeckungsreise. — Das Hornissennest. — Das gelobte Land. — Ein Diamant schneidet den andern. — Der bekehrte Trunkenbold. — Drei in einem Bett. — Fallen und Barricaden. — Der Spornenkampf. — Das unrechte Pferd.

Meine Abneigung gegen alle Handarbeiten zeigte sich bei vielen Gelegenheiten, und wurde stets nur meiner Trägheit zugeschrieben. Man hielt mich in der That für den trägsten Burschen im Städtchen, wahrscheinlich weil ich allen meinen Scharfsinn aufbot, um nicht im Schweiße meines Angesichts mein Brot zu verdienen. Da nichts Anderes aus mir zu machen war, so sollte ich Kaufmann werden. Mein Vater hatte in Bethel ein passendes Gebäude errichten lassen, nahm Herrn Hiram Weed als Handlungsgesellschafter, und Beide errichteten eine »vermischte Waarenhandlung,« in welcher ich Lehrling, oder, wie ich mich lieber nennen hörte, »Commis« wurde.

Das war das höchste Ziel meiner Wünsche. Ich betrachtete es als eine große Herablassung, mit arbeitenden Jungen zu sprechen. Ich spreizte mich hinter dem Ladentisch, mit der Feder hinter dem Ohr, war gegen das schöne Geschlecht ungeheuer höflich, machte ein altkluges Gesicht, wenn ich die Verkaufsposten einschrieb, bediente die Kunden er-

staunlich flink mit Stärke, Nägeln, Indigo, inländischem Rum, Syrup und andern »vermischten« Artikeln.

Wir machten sowohl gegen baare Zahlung, als auch auf Credit oder Tausch Geschäfte; ich hatte einen ungemein lebhaften Verkehr mit alten Weibern, die ihre Einkäufe in Butter, Eiern, Honig, Federn und Lumpen bezahlten, und mit Männern, die für unsere Waaren Hüte, Axtstiele, Hafer, Korn, Buchweizen und andere Naturalien brachten. Es war etwas verletzend für meine Würde, daß ich den Laden kehren, die Fenster aufmachen und Feuer anzünden mußte; allein der Gedanke, ein »Kaufmann« zu werden, entschädigte mich reichlich für solche niedrige Dienstleistungen.

Mein Speculationsgeist bewährte sich auch in meiner neuen Stellung, und ich erhielt die Erlaubniß, für meine eigene Rechnung candirten Zucker einzukaufen und an die jugendlichen Kunden zu verkaufen. Ich erhielt einen kleinen Lohn für meine Dienste (mein Vater machte, wie gewöhnlich, zur Bedingung, daß ich selbst für meine Kleidung sorgen sollte) und ich nahm mir vor, meinen Principalen treu zu dienen; aber ich habe in allen Lebensverhältnissen gefunden, daß überall, wo widerstrebende Interessen im Spiele sind, die Menschen zuerst an sich selbst denken, und so mochte es auch mir gehen, — denn ich erinnere mich, daß ich oft viel Zeit vergeudete, um zärtlichen Müttern eine Stange Candiszucker für ihre lieben Kleinen aufzuschwatzen, wenn andere Käufer auf substantiellere Waaren warteten.

Bei Regenwetter, zumal Abends, wird in einer vermischten Waarenhandlung auf dem Lande wenig verkauft. Bei solchen Gelegenheiten hatte ich daher viel Muße, und ich will erzählen, warum es mir gar nicht unangenehm war, die Hände in den Schooß legen zu können.

Fast in jedem Orte Neuenglands gab es zu jener Zeit ein halbes Dutzend, auch wohl ein Dutzend oder noch mehr lustiger, witziger, spaßhafter Cameraden, wahre Originale, die im Gasthause oder Specereiladen zusammenkamen und an langen Abenden oder bei Regenwetter die Zeit mit Schnurren und Anekdoten und Erzählungen von Abenteuern vertrieben und dabei manches Gläschen Holländer, Wachholder oder Jamaikarum ausstachen.

Bethel machte hiervon keine Ausnahme. In der That, kein Ort dieser Größe hatte mehr Spaßmacher und Anekdotenjäger aufzuweisen als mein Geburtsort. Unter ihnen muß ich meinen Großvater Phineas Taylor und unsern Nachbar Benjamin Hoyt (oder »Esquire Hoyt,« wie er genannt wurde, weil er Friedensrichter war) in erster Reihe nennen. Der Letztere zumal war unerschöpflich in Anekdoten und Histörchen, die er ungemein lebhaft und wirksam zu erzählen wußte. Die betreffenden Personen waren ihm, wie er behauptete, wohl bekannt, und die komische Wirkung wurde noch erhöht durch den unverwüstlichen Ernst, den er bis zum Schlusse zu bewahren wußte; endlich aber stimmte er in das laute Gelächter der Zuhörer mit ein.

Glücklicher- oder unglücklicherweise war unser Laden der Versammlungsort dieser Spaßvögel, und manchen Abend ließ ich bis eilf Uhr offen, um die Anekdoten der letzten Gäste mit anzuhören. Ich merkte mir Alles genau und verlor kaum ein Wort von dem was erzählt wurde. Ich werde den Lesern einige dieser Anekdoten, die meine angeborne Neigung zum Spaßmachen wesentlich beförderten, zum Besten geben; vor Allem aber muß ich einen Umstand erwähnen, der der ganzen Nachbarschaft reichen Stoff zur Satyre gab.

Mein Großvater, dessen Namen ich führte, hatte mir

einige Tage nach meiner Geburt einen Landstrich, »Ivy Island« (Epheuinsel) genannt, zum Geschenk gemacht. Ich war kaum vier Jahre alt, als er mir mit großem Ernst erklärte, daß ich ein »Grundeigenthümer« sey, daß er mir meines Namens wegen einen werthvollen Acker geschenkt u. s. w., und seit jener Zeit bis zu meinem zwölften Jahre verging wohl kaum eine Woche, ohne daß von diesem kostbaren Erbtheil die Rede gewesen wäre. Mein Großvater nannte mich bei jeder Gelegenheit den reichsten Knaben des Ortes, weil ich Besitzer der werthvollsten Ländereien in Connecticut sey. Auch meine Mutter sprach oft von meinen großen Besitzungen, und mein Vater meinte, ich könne meine Familie unterstützen, wenn ich den Besitz meines Gutes angetreten. Ich versicherte meinem Vater ganz aufrichtig, er dürfe sich deshalb keine Sorgen machen, denn es werde meine größte Freude seyn, nach erlangter Volljährigkeit recht freigebig gegen meine Angehörigen zu seyn. Unsere Nachbarn meinten, ich würde als reicher Erbe zu stolz seyn, mit ihren Kindern zu spielen.

Diese beständigen Anspielungen auf »Ivy Island« machten mich stolz, aber nicht herzlos; ich wünschte nur, das langsam rollende Rad der Zeit möge sich etwas rascher fortbewegen und mich bald an meinen einundzwanzigsten Geburtstag befördern. Wie oft versprach ich meinen Spielcameraden, ihnen ein Stück von »Ivy Island« zu schenken und sie für ihr ganzes Leben reich und glücklich zu machen. Ich hatte wirklich die Absicht, diese Versprechungen buchstäblich zu erfüllen. Aber was sind Hoffnungen! was sind Entwürfe! Ein unerwarteter Vorfall sollte in meinen Hoffnungen und Wünschen eine große Veränderung hervorbringen.

Im Sommer (ich glaube es war 1822, ich war

damals zwölf Jahre alt) bat ich meinen Vater um Erlaubniß »Ivy Island« zu besuchen. Er versprach mir, meinen Wunsch in einigen Tagen zu erfüllen, da wir in der Nähe Heu machen würden. Drei Nächte konnte ich fast nicht schlafen, so groß war meine Freude bei dem Gedanken, daß ich wie einst Moses das gelobte Land erblicken sollte. Die Visionen von Reichthum, die meinem Geiste so lange vorgeschwebt hatten, nahmen nun eine bestimmte Gestalt an: es mußte ein Land seyn, wo Milch und Honig fließt, wo Smaragden, Diamanten und andere Edelsteine wie Kiesel am Wege liegen und gediegenes Gold und Silber aus der Erde gegraben wird.

Endlich brach der ersehnte Morgen an, und mein Vater zeigte mir an, daß die an »Ivy Island« grenzende Wiese gemäht werden sollte, und ich könne während der Mittagsrast mit unserem Tagelöhner meine Besitzung besuchen. Mein Großvater erinnerte mich, daß ich seiner Güte allein die kostbare Besitzung verdankte, und meine Mutter ermahnte mich, meine Freude zu mäßigen und zu bedenken, daß ich erst in neun Jahren den Besitz meines Vermögens antreten könne. Ich versprach gelassen und vernünftig zu seyn.

»Wenn Du die Epheuinsel besuchst,« fuhr sie fort, »so wirst Du um deine Mittagsruhe kommen, und Du wirst sehr müde seyn, nachdem Du den ganzen Morgen Heu gewendet. Du solltest lieber unter den Bäumen Mittagsruhe halten und die Epheuinsel ein anderes Mal besuchen.«

»Meine liebe Mutter,« erwiederte ich, »mir liegt nichts an der Mittagsruhe, ich werde nicht müde, und ich sterbe vor Ungeduld, wenn ich noch länger warten muß.«

»Nun, so geh,« sagte meine Mutter; »aber Du mußt

nicht zu stolz gegen deine Geschwister seyn, wenn Du zurückkommst.«

Ich fühlte, daß diese Mahnung nicht ganz überflüssig war, denn ich hielt es schon unter meiner Würde, eben so schwer zu arbeiten wie Andere, die kein Besitzthum zu erwarten hatten.

Wir gingen auf die Wiese. — »Wo ist die Epheuinsel?« fragte ich meinen Vater, als wir dort waren.

»Dort, wo die schönen Bäume stehen,« erwiederte er.

Ich schaute in die angedeutete Richtung, und meine Brust wurde mit unaussprechlichem Hochgefühl und Entzücken erfüllt, als ich das herrliche Geschenk meines großmüthigen Ahnherrn zum ersten Male erblickte.

Der Vormittag verging bald; ich wendete das Gras so schnell wie zwei Arbeiter mähen konnten, und nachdem wir im Schatten der Bäume unser Mittagsmahl verzehrt hatten, nahm der eine Taglöhner, ein gutmüthiger Irländer Namens Edmund, eine Axt auf die Schulter und sagte mir, er sey bereit, mit mir auf die »Epheuinsel« zu gehen.

Ich sprang erfreut auf, aber konnte mich nicht enthalten zu fragen, warum er die Axt mitnehme. Er erwiederte, ich würde vielleicht gern einen jener schönen Bäume fällen lassen, um zu sehen, daß nirgends in der Welt so schönes Holz zu finden sey. Diese Antwort befriedigte mich und wir gingen fort. Am nördlichen Ende der Wiese wurde der Boden morastig, und wir konnten nur mit großer Mühe weiter. Wir mußten von einem Grasplatz zum andern springen; zuweilen machte ich einen Fehlsprung und fiel bis an den Leib ins Wasser. Einmal stand ich auf einer trockenen Stelle, und die nächste war so weit entfernt, daß ich fürchtete, ich könne sie nicht erreichen. Mein Begleiter, der etwas voraus war,

sah meine Verlegenheit und rief mir zu, ich solle einen herzhaften Sprung machen.

»Ich kann nicht so weit springen,« erwiederte ich, »und auf der nächsten trockenen Stelle werde ich nicht weiter können, denn hinter derselben sehe ich nichts als Wasser.«

»Du bist etwas vom rechten Wege abgekommen,« antwortete der Irländer; »aber Du kannst schon ein bischen im Wasser waten.«

»Das Wasser wird mir bis über den Kopf gehen, und ich werde ertrinken,« erwiederte ich jammernd.

»Hat nichts zu sagen,« war die Antwort; »das Wasser ist an der tiefsten Stelle nicht vier Fuß tief.«

»Ihr müßt mich herausziehen, wenn ich untergehe,« erwiederte ich zitternd.

»Ja wohl, ich ziehe Dich heraus — also nur frisch darauf los!«

Ich nahm alle meine Kraft zusammen, ballte meine Fäuste und erreichte den Rand des nächsten Grasplatzes. Während ich mich zum Durchwaten des Wassers rüstete, wurde ich plötzlich von zahllosen Hornissen angefallen. In Gesicht und Ohren empfindlich gestochen, stürzte ich mich ins Wasser, das mir bis an die Schultern reichte. Ich fürchtete völlig unterzusinken und rief aus Leibeskräften um Hilfe.

Der Irländer, der wohl sah, daß keine wirkliche Gefahr vorhanden war, brach in ein lautes Gelächter aus. »Nur noch eine Viertelmeile,« sagte er, »und wir sind auf deinem Besitzthum.«

»Ihr müßt mir auf der Stelle helfen, wenn ich untergehe, denn ich kann nicht schwimmen,« erwiederte ich in meiner Verzweiflung.

»Nur vorwärts; ich ziehe Dich heraus, sobald ich Dich in Gefahr sehe.«

Durch diese Versicherung einigermaßen beruhigt, watete ich fort. Mein Kopf war noch über dem Wasser; aber die Hornisse erneuerten ihren Angriff, und ich tauchte unwillkürlich unter. Als ich wieder hervorkam, waren meine Peiniger verschwunden und ich watete weiter, der »Epheuinsel« zu. Nach fünfzehn Minuten erreichte ich endlich das feste Land; ich war fast athemlos und glich mehr einer ersäuften Ratte, als einem menschlichen Wesen.

»Gottlob, da sind wir endlich!« sagte der Irländer.

»Ach, das ist mir sauer geworden!« ächzte ich, »und wie die Stiche der Hornisse schmerzen!«

»Nur Muth gefaßt, mein Junge! wir müssen nur noch über diesen kleinen Bach, dann sind wir auf deinem Landgute.«

Wir waren am Ufer eines zehn bis zwölf Fuß breiten Baches, der so dicht mit Erlen besetzt war, daß ein Mensch kaum hindurchschlüpfen konnte.

»Gerechter Himmel!« rief ich, »ist denn meine Besitzung von Wasser umgeben?«

»Ei freilich; wie könnte sie denn sonst eine Insel heißen?« antwortete der Irländer.

»Ich hatte nicht gedacht was der Name bedeutete,« erwiederte ich; »aber wie wollen wir denn über den Bach kommen?«

»Du wirst jetzt sehen wozu die Axt gut ist,« sagte Edmund und fällte sogleich einen kleinen Baum, der dicht am Ufer stand. Der Baum fiel quer über den Bach und bildete einen Steg, den ich mit Edmunds Hilfe überschritt.

Ich war nun auf der »Epheuinsel« und sah mich neugierig um.

»Was!« rief ich erstaunt aus, »hier sieht man ja nichts als Epheuranken und einige Bäume!«

»Darum ist es auch die »Epheuinsel,« war die ruhige Antwort.

Ich ging etwa zwanzig Schritte auf meiner Besitzung fort. Die Wahrheit wurde mir nun auf einmal klar. Ich war länger als sechs Jahre von unserer ganzen Nachbarschaft gefoppt worden. Meine reiche »Epheuinsel« war ein fast unzugängliches Stück unfruchtbaren Landes, das keinen Heller werth war, und alle meine Wonneträume von künftigem Reichthum zerrannen in nichts. Während ich über meinen plötzlichen Sturz nachsann, bemerkte ich eine große schwarze Schlange, die ihre stechenden Augen auf mich richtete und sich auf mich zuwälzte. Ich schrie laut auf und lief davon. Der Irländer führte mich über den improvisirten Weg zurück. Es war mein erster und letzter Besuch auf der »Epheuinsel.« Wir kehrten zur Wiese zurück, wo mein Vater mit seinen Leuten schon wieder rüstig arbeitete.

»Nun, wie gefällt Dir deine Besitzung?« fragte mein Vater mit dem unverwüstlichsten Ernst.

»Ich würde sie billig verkaufen,« antwortete ich mit gesenktem Blick.

Das laute Gelächter aller Arbeiter bewies, daß sie in das Geheimniß eingeweiht waren. Abends wünschte mir mein Großvater Glück und er sah eben so ernsthaft aus, als ob »Ivy Island« wirklich eine werthvolle Besitzung und keine öde, unfruchtbare Landstrecke sey, über die er schon seit meiner Geburt mit unserer ganzen Nachbarschaft im Stillen gelacht hatte. Meine Mutter fragte mich ebenfalls ganz ernsthaften Gesichts, ob ich mit meinem Landgute zufrieden sey. Einige Nachbarn kamen und fragten mich, ob ich mich jetzt

nicht freute, Phineas zu heißen, und so wurde ich mehre Jahre mit der »Epheuinsel« geneckt.

Ich kann über diesen Spaß um so herzlicher lachen, weil mir diese Erbschaft lange nachher nützliche Dienste leistete. »Ivy Island« war ein Theil des Gewichts, wodurch das Glücksrad zu einer Zeit, wo mein Kopf unten war, zu meinen Gunsten getrieben wurde.

»Was kosten die Streichriemen?« fragte mein Großvater einen Hausirer, dessen Wagen mit Yorker Fabrikaten beladen, vor unserem Laden hielt.

»Pomeroy's Streichriemen kosten einen Dollar,« antwortete der wandernde Handelsmann.

»Einen Dollar!« rief mein Großvater; »sie werden noch vor Ende des Jahres um den halben Preis verkauft werden.«

»Wenn das der Fall ist, so schenke ich Ihnen einen,« erwiederte der Hausirer.

»Unter dieser Bedingung will ich einen kaufen. Ben, Du bist Zeuge,« sagte mein Großvater zu Esquire Hoyt.

»Gut,« antwortete Ben.

»Ich halte mein Wort,« sagte der Hausirer.

Mein Großvater nahm den Streichriemen und steckte ihn in die Tasche, zog ihn aber sogleich wieder hervor und sagte zu Esquire Hoyt: »Ben, der Streichriemen gefällt mir nicht; wie viel willst Du mir dafür geben?«

»Nun, einen halben Dollar gebe ich schon, da Du es bist,« erwiederte der Esquire mit einem pfiffigen Blick, der andeutete, daß der Streichriemen und der Hausirer beide verkauft wurden.

»Nimm ihn; ich glaube, ich werde meinen alten noch eine Weile gebrauchen können,« sagte mein Großvater.

»Ich erkläre mich überwunden,« sagte der Hausirer; »hier ist ein Streichriemen für einen Spaß.« Die Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, in welches der Hausirer von Herzen einstimmte.

»Hier in Bethel sind die Leute verdammt pfiffig,« sagte einer der Anwesenden zu dem Hausirer.

»Das finde ich gerade nicht,« erwiederte der Letztere; »ich habe bei dem Geschäft fünfundsiebzig Cents verdient.«

»Wie so?«

»Ich habe für die beiden Streichriemen, die mich nur zwölf und einen halben Cent kosten, einen Dollar bekommen; ich kannte schon die Kniffe der Betheler und stellte darnach meine Preise. Gemeiniglich verkaufe ich das Stück zu fünfundzwanzig Cents; aber wenn Sie noch mehr zu fünfzig Cents das Stück wünschen, so will ich mit Vergnügen das ganze Dorf versorgen.«

Unsere Nachbarn lachten ins Fäustchen, aber es wurden keine Streichriemen mehr verkauft.

In Bethel lebte ein armer Trunkenbold, der ein Weib und vier Kinder hatte. Ehe er sich dem Trunk ergab, war er arbeitsam, geschickt, wohlhabend und geachtet — er war von Gewerbe ein Böttcher; aber seit zehn Jahren war's abwärts mit ihm gegangen, und am Ende wurde er ein elender Säufer. Von Zeit zu Zeit enthielt er sich aller starken Getränke — gewöhnlich einen Monat lang. In diesen Zwischenzeiten war er vernünftig und fleißig. Er plauderte dann recht gemüthlich mit seinen Nachbarn, die ihn ermunterten

auf dem guten Wege fortzufahren. Der arme Mann weinte dann wie ein Kind und pflegte zu antworten:

»Ihr habt Recht, Freunde; ich weiß, daß Ihr Recht habt, denn jetzt ist mein Kopf klar und ich kann so gut sehen wie Ihr, daß es ohne Mäßigkeit kein Glück gibt. Ich bin wie der verlorne Sohn, der, als er zu sich selbst kam, einsah, daß für ihn kein Glück sey, wenn er nicht zu seinem Vater und zur Vernunft zurückkehre. Ich bin zu mir selbst gekommen.«

»Ja,« erhielt er dann zur Antwort; »aber werdet Ihr auch so bleiben?«

Dann warf er sich in die Brust und erwiederte: »Glaubt Ihr denn, ich würde mich sammt meiner Familie erniedrigen und ein Trunkenbold werden?«

Alle Nachbarn achteten seine Frau und liebten seine Kinder, und hatten die Hoffnung noch nicht aufgegeben, daß sein Ehrgefühl endlich den Sieg über die leidige Trunksucht davontragen und den unheilvollen Zauber brechen werde, wenn man ihn nur bewegen könne, sein Ehrenwort zu geben.

»Nein, Ihr werdet gewiß kein Trunkenbold; Ihr achtet Euch selbst zu sehr und euere Familie ist Euch zu lieb,« sagte ein freundschaftlicher Nachbar; »und ich hoffe daher, daß Ihr nie wieder geistige Getränke trinken werdet. Gebt uns nur euer Wort, und wir wissen, daß Ihr's halten werdet.«

»Allerdings, mein Wort ist mir heilig, und deshalb gebe ich es nicht leichtsinnig. Wenn ich's einmal gegeben, würden mich alle Teufel der Hölle nicht zwingen, es zu brechen. Aber ich verpfände mein Wort nicht. Ich sage nur, daß Ihr vollkommen Recht habt; die Trunksucht ist ein schlechtes Laster, und wenn »meine Zeit um ist,« will ich

mir's überlegen. Ich höre zuweilen einen Monat auf zu trinken, denn Ihr seht, daß ich mich beherrschen kann.«

Mit diesem täuschenden Trugschluß pflegte sich der arme Tropf zu begnügen, aber er blickte fast unbewußt mit Freude und Hoffnung auf das Ende der Frist, die er sich selbst gesetzt hatte, denn sein bezwungener Appetit wurde immer stärker, je näher der ersehnte Tag kam, und sobald die Stunde schlug, griff er nach der Flasche und betrank sich so schnell wie möglich. Dann begann wieder das Elend für seine trostlose Gattin und seine zitternden Kinder.

Als er nach Ablauf einer solchen Prüfungszeit seinen ersten Rausch ausgeschlafen hatte, befahl er seiner Frau, Rum holen zu lassen. Sie erwiederte, die Kinder wären in der Schule; dann verlangte er, sie solle selbst gehen. Sie schützte ein anderes Geschäft vor, wodurch die Ankunft des ersehnten Getränkes um ein paar Stunden verzögert wurde. Er stand auf und versuchte sein Frühstück zu essen, aber die von dem gestrigen Rausch zurückgebliebene Trockenheit der Kehle machte es ihm unmöglich einen Bissen hinunterzubringen; er lechzte nach Rum, und obgleich vollkommen nüchtern, machte ihn der brennende Durst fast rasend.

»Ich bin krank,« sagte er mit heiserer Stimme; »Du mußt gehen und mir Rum holen.«

»Ich thue es nicht,« war die traurige, aber entschiedene Antwort.

»Was! Bin ich denn nicht Herr im Hause? Bin ich denn so tief gesunken, daß meine Frau mir den Gehorsam aufkündet?« erwiederte er mit dem ihm angebornen Stolz und Selbstgefühl.

»Ich habe nie etwas verweigert, was zu deinem Glücke beitragen kann,« antwortete die Frau; »aber ich kann mich

nicht entschließen, Dir zu verschaffen was Dich und deine Familie unglücklich machen wird.«

»Wir wollen doch sehen, wer Herr im Hause ist,« erwiederte der Mann; »ich will Dir auf empfindliche Weise meine Macht zeigen: ich mache Dich creditlos!«

Während er diese Drohung ausstieß, knöpfte er den Rock bis unter den Hals zu, wühlte in den Haaren, steckte die Rumflasche in die Tasche und stolzirte mit der Würde eines Brutus durch das Dorf.

Er trat in unsern Laden, näherte sich dem Principal mit der Miene eines reichen Gönners und sagte mit Pathos:

»Herr Weed, meine Frau ist mir diesen Morgen ungehorsam gewesen, und ich verbiete Ihnen, ihr auf meine Rechnung etwas zu borgen.«

Weed sah an dem rollenden Auge und blassen Gesicht seines Kunden, daß die nüchterne Zeit vorüber war, und erwiederte in sehr spöttischem Tone:

»Nachbar, Ihr hättet Euch die Mühe ersparen können, eure Frau bei mir creditlos zu machen, denn Ihr selbst habt keinen Credit bei mir!«

Diese so unerwartete beschämende Antwort rettete ihn. Er bemerkte mit Schrecken wie tief er gesunken war, zog mit Unwillen die leere Flasche hervor und zerschmetterte sie auf dem Fußboden.

»Zum Teufel mit dir, du Zerstörerin der Achtung meiner Mitmenschen!« rief er. »Ich verspreche vor Gott, daß ich nie wieder einen Tropfen berauschenden Getränkes über meine Lippen bringen will!«

Er hat Wort gehalten. Er ist jetzt ein reicher Mann und ist mehrmals Vertreter seines Bezirks in der gesetzgeben-

den Versammlung des Staates Connecticut gewesen und seine Kinder und Enkel stehen bei Jedermann in großer Achtung.

Es ist sogar in einem Specereiladen auf dem Lande etwas zu lernen. Man glaubt gemeiniglich, Ränke und Betrügereien finde man nur in großen Städten, auf dem Lande hingegen sey die liebe Einfalt zu Hause. Im Allgemeinen ist dies wohl wahr, aber ich habe von dieser Regel viele Ausnahmen kennen gelernt. Oft habe ich Bündel von Lumper auseinandergeschnitten, die von Weibern für Leinwand und Baumwolle ausgegeben worden waren und im Innern werthlose Fetzen, zuweilen Stein, Sand oder Asche enthielten. Zuweilen habe ich ausnahmsweise eine Ladung Hafer, Weizen oder Roggen gemessen und vier bis fünf Scheffel unter der von dem Verkäufer angegebenen Quantität gefunden. Das Weib, welches die Lumpen gebracht hate, schrieb die Schuld des Betrugs einer Magd oder einer Nachbarin zu, die das Bündel ohne ihr Wissen geschnürt, und der Landwirth schob die Schuld auf seinen Gehilfen, der beim Messen des Getreides nachlässig gewesen sey und sich beim Aufschreiben geirrt habe. Dies waren jedoch Ausnahmen von der allgemeinen Regel der Rechtlichkeit, aber sie kamen doch so häufig vor, daß wir ein wachsames Auge auf die Verkäufer hatten und den Grundsatz festhielten: nur in unserm Geschäft wird nicht betrogen.

Während ich Commis in der »vermischten Waarenhandlung« zu Bethel war, hatte mein Vater das Dorf-

wirthshaus. Ich schlief gemeiniglich bei meinem jüngeren Bruder; aber wenn unser Haus mit Reisenden angefüllt war, mußten wir »Drei in einem Bett« schlafen und bekamen unsern braven Irländer Edmund als Schlafcameraden. Wenn Abends der Laden geschlossen war, verplauderte ich oft noch ein paar Stunden bei einem Schulcameraden, und wenn ich später nach Hause kam, als meine Eltern erlaubten, schlich ich die Treppe hinauf und schlüpfte leise ins Bett, um meinen Bruder, der sonst mein spätes Nachhausekommen angezeigt haben würde, nicht zu wecken.

Mein Bruder ersann allerlei Kunstgriffe, um mich zu ertappen, aber der Schlaf übermannte ihn und ich entging seiner Wachsamkeit. Zuweilen stellte er Koffer und Stühle an die Thür, so daß ich nicht hinein konnte, ohne die Barricade umzuwerfen und ihn durch das Gepolter zu wecken. Gemeiniglich aber gelang es mir, die Thür allmälig zu öffnen und unbemerkt ins Bett zu schlüpfen.

Eines Abends fand ich die Thür von innen vernagelt. Aber ich wollte mich nicht an Schlauheit überbieten lassen; ich ging die Treppe hinunter, holte eine kurze Leiter und stieg unbemerkt in das Fenster unserer Schlafkammer. Diese beständigen Kunstgriffe meines Bruders weckten in mir den Verdacht, er habe mir eine Falle gestellt, und ich näherte mich der Schlafkammer gemeiniglich mit großer Vorsicht. Eines Abends kam ich, wie gewöhnlich, um eilf Uhr nach Hause; ich machte die Thür sehr vorsichtig ein paar Zoll weit auf und steckte den Arm hinein, um die etwa in den Weg gelegten Hindernisse hinweg zu räumen. Ich fühlte eine dünne Schnur, deren eines Ende an der Thürklinke befestigt war; wo das andere Ende befestigt war, konnte ich nicht errathen und in der Dunkelheit nicht entdecken. Ich zog

mein Taschenmesser hervor, schnitt die Schnur vorsichtig ab, machte die Thür auf und schlüpfte unbemerkt ins Bett. Am andern Morgen fand ich das andere Ende der Schnur an meines Bruders großer Zehe festgebunden. Diese sinnreiche Vorkehrung hätte ihn aufwecken sollen, und dies würde auch der Fall gewesen seyn, wenn ich den Kunstgriff nicht zeitig genug entdeckt hätte.

An einem andern Abend setzte er sich, mit Kissen umgeben, mitten ins Bett, fest entschlossen, bis zu meiner Ankunft wach zu bleiben. Aber endlich schlief er doch ein, und als ich ihn in dieser Stellung fand, legte ich mich am Fußende des Bettes quer nieder. Am Morgen, als er erwachte, saß er noch aufrecht. Er weckte mich mit einem Fußtritt und rief: »Du hast es gestern sehr pfiffig angefangen, aber ich werde Dich doch fangen.«

»Versuch's nur,« erwiederte ich; »aber Du mußt früh aufstehen, um ein Wiesel im Schlaf zu fangen.«

Am folgenden Abend schnallte er an seinen nackten Fuß einen Sporn und legte sich nieder; er dachte, ich würde mir vielleicht die Haut an dem Sporn zerkratzen, vor Schmerz aufschreien und ihn aufwecken. Ich öffnete mit meiner gewohnten Vorsicht die Thür, und da ich nichts entdeckte, glaubte ich, mein Bruder habe das Fallenstellen aufgegeben, kehrte ihm den Rücken zu und sank bald in Morpheus' Arme.

Abends spät kamen noch mehre Hausirer und andere Reisende, und da alle Betten besetzt waren, so erhielten wir den Irländer Edmund wieder als Schlafcameraden. Ich lag hinten im Bett, mein Bruder, wie gewöhnlich, in der Mitte, Edmund legte sich daher ganz ruhig vorn ins Bett. Gegen zwei Uhr wurde ich durch einen schrecklichen Lärm aufgeweckt.

Der Vollmond schien ins Fenster, unsere Schlafkammer war so hell wie am Tage.

»Ich will Dich lehren, mit einem Sporn ins Bett zu gehen, Du kleiner Teufel!« rief Edmund, der meinen Bruder mit der einen Hand an der Kehle, mit der andern an dem gespornten Fuße gefaßt, und den ganzen Jungen gerade über meinem Kopf hoch emporhielt.

»Was gibt's denn, Edmund?« fragte ich erstaunt.

»Gar nichts gibt's, ausgenommen, daß mir dein Bruder seinen Sporn drei Zoll tief in den Wanst getreten hat,« erwiederte der Irländer aufgebracht.

»Ihr waret ja nicht gemeint, sondern Taylor,« sagte mein Bruder weinerlich und schlaftrunken.

»Was liegt mir daran, wer gemeint war!« erwiederte Edmund und schlug mit der flachen Hand darauf los, daß mein Bruder schrie wie ein kleiner Indianer.

Edmund schnallte nun den Sporn los und wir nahmen unsere Plätze wieder ein; zuvor aber gab der Irländer meinem Bruder die gute Lehre: »Wenn Du mich wieder für einen Gaul nimmst, so werde ich Dir zeigen, daß ich ein Krippensetzer bin!«

III.

Sonntagsschule. — Das alte Bethaus.

Die Sonntagsschule. — Ein Irrlehrer. — Ein eifriger Puritaner. — Das „Zeugenpumpen“ — Schreckliche Enthüllungen. — Verdächtige Umstände. — Die Gerichtssitzung. — Das Hochzeitgeld. — Das alte Bethaus. — Die Ofenreform. — Gewalt der Phantasie — Die Bibelclasse. — Das Eine was noth ist.

Wie die meisten Leute in Neuengland wurde ich frühzeitig an den regelmäßigen Besuch der Kirche gewöhnt. Noch ehe ich lesen konnte, war ich einer der ersten Schüler der Sonntagsschule. Wir hatten in Bethel nur eine Kirche, oder vielmehr ein (presbyterianisches) Versammlungshaus. Das Sectenwesen war damals in unserem Dorfe kaum bekannt. Das alte Versammlungshaus hatte weder Thurm noch Glocke, aber im Sommer war's ganz behaglich darin. Meine gute Mutter lehrte mich Sprüche aus dem neuen Testament und aus dem Katechismus, und mein höchster Ehrgeiz war, mir durch genaues Hersagen der Sprüche eine Belohnung zu verdienen. Diese Belohnung bestand in einem Zettel, welcher erklärte, daß der Ueberbringer auf ein Tausendstel Dollar Anspruch habe, so daß zehn solcher Zettel einen Cent galten; und da diese Belohnung nicht baar, sondern in Sonntagsschulbüchern zu zehn Cents zahlbar war, so mußte man hundert Zettel haben, um ein Buch zu kaufen und folglich jeden Sonntag (was ganz beispiellos war) eine Belohnung erhalten, um in den Besitz eines Preisbuchs zu gelangen! Aber

wie unendlich klein auch diese Belohnung war, so spornte sie mich doch zu ausdauerndem Fleiß.

Der erste Geistliche, dessen Predigten mir erinnerlich sind, war der hochwürdige Samuel Sturges. Später, als ich Commis war, hatten wir den hochwürdigen Herrn Lowe als Prediger. Er war eine Kundschaft, und obgleich er gern Tabak rauchte und die meisten Geistlichen, die meinen Vater und Großvater besuchten, gern ein »Gläschen« tranken, so hegte ich doch die Ueberzeugung, daß die gesammte Geistlichkeit weit über allen anderen Menschen stehe. Ich habe noch immer eine aufrichtige Achtung vor diesem Stande und halte die meisten Mitglieder desselben für ehrenwerthe Diener ihres göttlichen Meisters; aber es gibt leider auch Heuchler unter ihnen, und wir Alle haben die Erfahrung gemacht, daß der Titel »Hochwürden« nicht nothwendig den Begriff eines Heiligen in sich faßt, uud daß wir zuweilen von einem »Wolf in Schafskleidern« getäuscht werden.

Der hochwürdige Richard Varick Dey, zu Greenfield wohnhaft, pflegte die Nachmittagspredigt in Bethel zu halten. Er war ein sehr beredter Prediger und ein excentrischer. Er besaß ein schönes Rednertalent — seine Predigten waren geistvoll und ergreifend, und er war ungemein populär unter den weltlich gesinnten Mitgliedern der Gemeinde; die Frommen hingegen fürchteten ihn. Denn seine Aeußerungen auf und außerhalb der Kanzel verstießen oft gegen die herrschende Denkweise oder gegen einen allgemein angenommenen Glaubenssatz. Herr Dey war daher häufig im Kriege mit der Kirche und wurde entweder »suspendirt« oder wegen Mangels an Pastoralklugheit zur Verantwortung gezogen. Um in solchen Zeiten der Amtsentsetzung für die Erhaltung seiner Familie zu sorgen, pflegte er nach Bethel, Danbury und in andere

kleine Städte zu kommen und »Vorlesungen« zu halten, nach deren Beendigung eine Sammlung zu seinen Gunsten veranstaltet wurde. Ich erinnere mich noch seines Vortrags über »Wohlthätigkeit,« der einen ungemeinen Eindruck auf die Zuhörer machte. Als er Bethel verließ, wurden ihm mehr als fünfzig Dollars eingehändigt.

Man erzählte, daß Herr Dey einst in Middletown vor ein geistliches Gericht gestellt werden sollte.

Es gab damals noch keine Eisenbahnen, und viele Leute machten ihre Reisen zu Pferde. Zwei Tage vor dem anberaumten Termin ritt Herr Dey ganz allein nach Middletown. Sein Mantelsack war hinter dem Sattel befestigt, der Reiter trug einen weiten Mantel mit einem sechsfachen Kragen, wie es damals Mode war, und einen Hut mit breiter Krämpe.

Am zweiten Tage seiner Reise, als er noch etwa zehn (englische) Meilen von Middletown entfernt war, holte er einen geistlichen Amtsbruder ein, der ebenfalls zu der Versammlung ritt.

Er war ein Mann von etwa sechzig Jahren. Herr Dey betrachtete das eiserne Gesicht, das nie gelächelt zu haben schien, die kleinen, stechenden Augen und zusammengekniffenen Lippen, und überzeugte sich, daß er von diesem Manne, der ohne Zweifel ein Beisitzer des geistlichen Gerichts war, keine Gnade zu erwarten habe. Die beiden hochwürdigen Herren knüpften ein Gespräch an. Der gestrenge Herr nannte seinen Namen und Wohnort, und fragte nach dem Namen des Andern.

»Ich heiße Richard,« erwiederte Richard V. Dey, »und wohne in Fairfield.« (Greenfield ist ein Pfarrbezirk in Fairfield.)

»So!« erwiederte der andere Geistliche; »dann sind Sie ja ein Nachbar des Herrn Dey. Sie kennen ihn?«

»Sehr gut,« antwortete der excentrische Richard.

»Was denken Sie von ihm?« fragte der Amtsbruder.

»Er ist ein schlauer und zugleich entschlossener Mann, dem ich nicht zu nahe treten möchte, denn ich möchte ihm nicht in die Hände fallen; ich könnte Dinge von ihm erzählen, die unsere Synode in Erstaunen setzen würden.«

»Ist es möglich! Es ist Ihre Pflicht, Alles zu sagen, was Sie von dem Angeklagten wissen,« erwiederte der Geistliche in heiligem Eifer.

»Aber es ist doch hart den Ruf eines Amtsbruders zu vernichten und die Ruhe seiner Familie zu stören,« antwortete der sanfte Richard.

»Es ist die Pflicht der Erwählten, die Verworfenen anzuzeigen und der gerechten Strafe zu überliefern,« erwiederte der schonungslose Puritaner.

»Aber wäre es nicht besser, unsern Bruder auf seinen Fehler aufmerksam zu machen und ihm Gelegenheit zu bieten, in sich zu gehen und Verzeihung zu erlangen?«

»Unser Bruder, wie Sie ihn nennen, ist ohne allen Zweifel ein Ketzer, und der wahre Glaube wird durch sein Verweilen unter uns verletzt. Die Kirche muß vom Unglauben gereinigt werden. Wir müssen ein wachsames Auge haben auf Jeden, der ruchlose Ketzereien einführen will.«

»Wissen Sie gewiß, daß Herr Dey ein Ungläubiger ist?« fragte der bescheidene Richard.

»Ich habe gehört, er zweifle an der Dreieinigkeit und zucke die Achseln über einige unserer Satzungen; er soll sogar behaupten, selbst Verworfene könnten sich aufrichtig bessern, um Vergebung bitten und selig werden, ja, noch mehr, man

sagt, er bezweifle die ewige Verdammniß der ungetauften Kinder!«

»Schrecklich!« sagte Richard.

»Ja wohl, schrecklich! Aber ich hoffe, die Synode wird ihn für immer ausschließen. Aber was ist Ihnen von seinem Glauben bekannt?«

»Von seinem Glauben ist mir nichts bekannt,« antwortete Richard; »aber ich war Zeuge einiger seiner Handlungen, die ich nur ungern mittheilen würde.«

»Das ist mißverstandene Nächstenliebe! Es ist Ihre Pflicht, der Synode Alles zu sagen was Sie über den Angeklagten wissen, und ich werde es verlangen.«

»Ich werde Alles thun was recht ist; ich bin noch jung im Amte, und verlasse mich auf Ihre Erfahrung und Ihr reifes Urtheil. Aber zuvörderst möchte ich Ihnen sagen was ich weiß und mir dann über mein Verhalten vor der Synode Ihren Rath erbitten.«

»Sehr vernünftig. Sie können mir die Thatsachen mittheilen, und ich will Ihnen meinen Rath geben. Lassen Sie hören: was wissen Sie?«

»Ich weiß, daß er mehr als einmal meine Frau geküßt hat,« erwiederte der beleidigte Richard.

»Das wundert mich gar nicht,« antwortete der eifrige Puritaner; »ein solches Benehmen stimmt mit der Meinung, die ich von ihm hatte, ganz überein. Ich bedaure Sie, Herr College, aber ich ehre Ihr Pflichtgefühl, das Sie antreibt, selbst auf Kosten Ihrer häuslichen Ruhe solche wichtige Thatsachen mitzutheilen. Aber die Gerechtigkeit muß ihren Lauf haben. Diese Thatsachen müssen vor der Synode zur Sprache gebracht werden. Wissen Sie sonst noch etwas gegen den Delinquenten?«

»Ich weiß wohl etwas, aber es ist nicht für die öffentliche Mittheilung geeignet, da es mich persönlich zu nahe angeht.«

»Sie dürfen es nicht verschweigen; Sie müssen es sagen! Ich verlange, daß Sie die ganze Wahrheit vor unserer Synode sagen, und wenn Ihnen auch das Herz darüber bricht. Ich nehme an Ihrem Schicksal aufrichtigen Antheil, aber persönliche Rücksichten müssen dem allgemeinen Wohl geopfert werden. Theilnahme an einem Einzelwesen darf die Angelegenheiten der wahren Kirche nie gefährden. Sagen Sie mir daher Alles was Sie wissen.«

»Nun, wenn es meine Pflicht ist, will ich es sagen. Ich habe ihn unter sehr verdächtigen Umständen in dem Schlafzimmer meiner Frau überrascht,« sagte der unglückliche Richard.

»War Ihre Frau im Bett?« fragte der Puritaner mit dem eisernen Gesicht.

»Ja,« lispelte der halbohnmächtige Richard.

»Genug, genug!« war die Antwort. »Unsere Synode wird kurzen Prozeß mit ihm machen.«

Die beiden Amtsbrüder kamen in Middletown an. Der gestrenge Herr kehrte im Pfarrhause ein, Richard Dey hingegen nahm sich ein Zimmer in einem kleinen Gasthause.

Die Synode versammelte sich am folgenden Tage. Nach Erledigung einiger geringfügigen Geschäfte kam die Klage gegen Herrn Dey an die Reihe. Der Angeklagte sprach ganz gelassen mit seinem gestrigen Reisegefährten, der sogleich aufstand und dem Vorsitzenden anzeigte, er habe Thatsachen erfahren, welche die sofortige Austreibung des Schuldigen nothwendig und jede Verhandlung über die ihm zur Last gelegte Ketzerei überflüssig machten. »Ich bin nemlich in der Lage

zu beweisen, daß Herr Richard V. Dey die Gattin eines unserer Amtsbrüder oft geküßt hat und auch im gegründeten Verdacht des Ehebruchs steht.«

Alle Beisitzer gaben ihr Erstaunen und ihren Abscheu zu erkennen und richteten ihre Blicke auf Herrn Dey, der dicht neben dem letzten Redner saß. Dey's Gesicht war so heiter wie ein Maimorgen, und nur ein scharfes Auge vermochte in seinen Mundwinkeln ein Lächeln der Befriedigung zu erkennen. Eine lange feierliche Pause folgte.

»Bringen Sie Ihre Zeugen vor,« sagte endlich der Vorsitzende mit einer Grabesstimme.

»Ich berufe mich auf den hochwürdigen Herrn Richard von Fairfield, und fordere ihn auf, die von mir erhobene Anklage eidlich zu erhärten,« antwortete der Puritaner mit dem eisernen Gesicht.

Niemand regte sich. Herr Dey sah so unbekümmert aus, als ob er der Verhandlung ganz fremd wäre und die Sprache gar nicht verstände.

»Wo ist der hochwürdige Herr Richard?« fragte der Vorsitzende.

»Hier ist er,« antwortete der Ankläger, indem er Herrn Dey vertraulich auf die Schulter klopfte.

Die ganze Versammlung brach in ein so lautes Gelächter aus, wie wohl noch nie in einer Synode gehört worden war.

Der Ankläger war fast starr vor Erstaunen über ein so unbegreifliches Benehmen von Seiten der ernsten Versammlung. Herr Dey allein blieb ganz gelassen.

»Das ist ja der hochwürdige Richard V. Dey,« erwiederte der Vorsitzende, als die Ordnung wieder hergestellt war.

Das verzweifelte Gesicht des Anklägers rief ein neues

Gelächter hervor. Der Puritaner mit dem eisernen Gesicht entfernte sich und wurde in Middletown nicht mehr gesehen. Es wurden nun die Irrlehren zur Sprache gebracht. Nach einer kurzen Verhandlung ließ man die Anklage wegen Mangels an Beweisen fallen, und Herr Dey begab sich triumphirend nach Greenfield zurück.

Herr Dey pflegte folgende Anekdote zu erzählen Eines Tages kam ein junges Paar zu ihm und wünschte getraut zu werden. Die beiden jungen Leute, angeblich aus den südlichen Staaten, waren sehr elegant gekleidet und sahen überhaupt sehr respectabel aus. Er schenkte ihnen daher volles Vertrauen, ließ einige Zeugen kommen und nahm die Trauung vor.

Nach beendeter Ceremonie bewirthete er das glückliche Paar, der damaligen Sitte gemäß, mit Kuchen und Wein. Man plauderte eine halbe Stunde, dann stand der Bräutigam auf und überreichte Herrn Dey eine Banknote von zwanzig Dollars und sagte es sey die kleinste Banknote, die er bei sich habe, aber wenn er so gütig seyn wolle, die kleine Rechnung im Gasthofe für Mittagessen und Pferdefutter zu bezahlen, so könne er den Rest für seine Bemühung behalten. Herr Dey dankte ihm für seine Freigebigkeit, ging mit dem jungen Paar in den Gasthof und sagte dem Wirth, er werde die Rechnung bezahlen. Die beiden Fremden reisten ab, und am folgenden Tage fand es sich, daß die Banknote falsch war, und daß Herr Dey für die Ehre, das liebende Paar zu trauen, beinahe drei Dollars zu bezahlen hatte.

Bald nachher wurden in verschiedenen Zeitungen Thatsachen veröffentlicht, aus denen sich ergab, daß sich das liebende Paar in jeder Stadt, wo es ankam, copuliren ließ und die Geistlichen in derselben Weise mit falschen Banknoten betrog.

Ein Kirchenvorsteher fragte Herrn Dey, ob er die Braut an einer Hochzeit zu küssen pflege. »Ja wohl, immer,« war die Antwort.

»Aber wie machen Sie es, wenn die Braut eine Negerin ist?« fragte der Vorsteher weiter. »In solchen Fällen,« erwiederte Herr Dey, »haben die Kirchenvorsteher die Pflicht des Küssens zu erfüllen.«

Mein Großvater war ein Gegner alles Sectenwesens und aus verschiedenen, eingebildeten oder wirklichen Gründen wich er in seinen Ansichten sehr von den Presbyterianern ab, obgleich einige von ihnen seine wärmsten Freunde waren. Er bewog Herrn Dey, den er sehr hochschätzte, an Sonntagen die Nachmittagspredigten in Bethel zu halten, und mein Großvater war nicht nur einer seiner aufmerksamsten Zuhörer, sondern Herr Dey war immer sein Gast. Gemeiniglich blieb er den Montag und Dinstag bei meinem Großvater, und sie verlebten recht heitere Stunden in Gesellschaft einiger Nachbarn. Zuweilen fing der Herr vom Hause mit seinem Gaste theologische Streitigkeiten an, und obwohl er dabei immer den Kürzern zog, wiederholte er doch mit Vergnügen die picanten oder derben Antworten seines Gastes.

Unser altes Bethaus war, wie schon erwähnt, im Sommer recht behaglich; aber ich bekomme noch jetzt eine Gänsehaut bei dem Gedanken an die eisige Kälte, die wir im Winter auszustehen hatten. Von einem Ofen im Bethause wußte man damals noch nichts und eine Neuerung dieser Art würde man als eine Ruchlosigkeit betrachtet haben. Die altmodischen Predigten dauerten anderthalb bis zwei Stunden, und die andächtige Versammlung bestand am Ende des Gottesdienstes aus lauter blauen Gesichtern; einige leicht-

fertige Weltkinder gaben daher den eifrigen Kirchenbesuchern den Spitznamen »Blauhäute.« Nur die Frauen konnten sich's etwas behaglicher machen. Die wohlhabenderen kamen mit Muff und Boa, und brachten zinnerne Fußwärmer mit, die mit glühenden Kohlen gefüllt und unter die Füße gestellt wurden. Die weither kommenden Damen brachten die Fußwärmer im Wagen oder Schlitten mit und füllten sie bei dem nächsten Nachbar mit frischen Kohlen.

Endlich, nach vielen Hindernissen drang der Geist der Reform in die blaugefrorne Versammlung des alten Bethauses zu Bethel. Ein Bruder, der seinem Zeitalter offenbar voraneilte, hatte die Kühnheit, die Heizung des Bethauses zu beantragen. Viele Brüder und Schwestern hoben die Hände auf und verdrehten die Augen mit Verwunderung und Entsetzen. »Christen brauchen also ein Feuer, um ihren Eifer zu wärmen!« Der Antrag war gottlos und wurde durch eine ungeheure Stimmenmehrheit verworfen.

Der »Reformer« ließ jedoch nicht nach, und durch Ueberredung und Beweisgründe gelang es ihm allmälig, einige Proselyten zu machen. Er behauptete, ein großer Ofen zum Heizen des ganzen Hauses sey eben so harmlos wie fünfzig kleine Oefen, die nur die fünfzig Paar Füße ihrer Eigenthümerinnen wärmten, und während Einige keine Analogie zwischen den beiden Fällen sahen, erklärten Andere, wenn er toll sey, so sey wenigstens Methode in seiner Tollheit.

Es verstrich wieder ein Jahr; der kalte November kam, und der Ofen ward wieder zur Sprache gebracht; der Streit ward mit großer Lebhaftigkeit geführt; in den Wirthshäusern und Kaufläden wurden Gründe und Gegengründe geltend gemacht, und endlich, in den ersten Tagen des Decembers, wurde eine allgemeine Abstimmung beschlossen.

Dieses Mal erzielte der Reformer eine Majorität von einer Stimme, und zur größten Bestürzung der Minorität wurde der Ofen gesetzt. Am nächstfolgenden Sonntage wurden zwei ehrwürdige alte Jungfern ohnmächtig durch die Trockenheit der Luft und durch das von der Neuerung herrührende krankhafte Gefühl. Man trug sie in die kalte Luft hinaus, und sie kamen bald wieder zur Besinnung, als sie hörten, der Ofen sey in Ermanglung der Röhren noch gar nicht geheizt worden.

Der folgende Sonntag war bitter kalt, und der Ofen wurde sehr stark geheizt. Die meisten Andächtigen fühlten sich in hohem Grade befriedigt, viele hatten wenigstens nichts einzuwenden, nur wenige fühlten sich in ihrem heiligen Eifer verletzt.

Sobald der Segen gesprochen und der Nachmittagsgottesdienst vorüber war, stand ein Diaconus auf und ersuchte die Versammlung, einige Minuten zu verweilen.

Alle Anwesenden nahmen sogleich ihre Sitze wieder ein. Der alte Diaconus trat vor den Altär und sprach in weinerlichem Tone:

»Brüder und Schwestern, Ihr werdet mir bezeugen, daß ich von dem ersten Augenblicke an gegen die Einführung eines Ofens in das Haus des Herrn meine Stimme erhoben habe. Aber die Mehrheit hat sich gegen mich ausgesprochen. Ich hoffe, man hat in der Furcht Gottes abgestimmt, und ich füge mich, denn ich möchte keine Zwietracht hervorrufen; aber wenn wir einmal einen Ofen haben sollen, so verlange ich einen größern, denn dieser ist nicht groß genug, um das ganze Haus zu heizen und folglich wird die Kälte zu den äußern Kirchenstühlen zurückgetrieben, so daß dieselben dreimal kälter werden, als sie waren, und wir, die Inhaber

dieser Stühle, müssen in der gesammten Kälte des ganzen Hauses sitzen.«

Man sah es dem Redner an, daß es ihm Ernst damit war, und er ließ nicht nach, bis der »Verwaltungsausschuß« bereit war, die Sache in Erwägung zu ziehen. Im Laufe der Woche ließen sie einen größern Ofen setzen, der freilich an ungewöhnlich kalten Tagen nicht ganz ausreichend war; sie konnten ihm nur mit Mühe begreiflich machen, daß der Ofen zwar nicht das ganze Haus heize, aber auch die Kälte nicht in einen Winkel treibe und nicht intensiver mache.

Der hochwürdige Herr Lown bildete in Bethel eine große Bibelclasse, die aus zwölf- bis vierzehnjährigen Knaben und Mädchen bestand. Ich war auch in dieser Classe. Der Geistliche wählte von Zeit zu Zeit einen Vers; die Schüler mußten die Erklärung schreiben und den Aufsatz in einen zu diesem Zwecke umhergereichten Hut legen. Er las dann die Erklärungen laut vor, ohne den Verfasser jedes einzelnen Aufsatzes zu kennen.

Die Bibelclasse wurde unmittelbar nach dem Schlusse des Nachmittagsgottesdienstes gehalten, und die ganze Versammlung pflegte zu bleiben und die Ablesung der Aufsätze anzuhören. Zuweilen waren die von den Schülern gegebenen Erklärungen schlecht, zuweilen lächerlich, im Allgemeinen aber gut. Die meinigen gehörten fast immer in die zweite Kathegorie. Herr Lown machte über jeden Aufsatz immer einige Bemerkungen; das Lob wurde mit kurzen Worten ertheilt, der Tadel immer motivirt.

Ich erinnere mich, daß ich einst den Vers Luc. X. 42, aus dem Hut zog: »Eins aber ist noth. Maria hat das gute

Theil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden.« Frage: »Was ist das Eine, das noth ist?«

Ich nahm den Vers nach Hause und schrieb folgende Erklärung:

»Diese Frage läßt verschiedene Antworten zu, je nach der Person, an welche sie gerichtet wird.

»Der Kaufmann würde antworten: Viele Käufer, die den geforderten Preis willig und baar bezahlen.

»Der Landwirth würde sagen: Reiche Ernten und hohe Getreidepreise.

»Der Arzt würde antworten: Viele Patienten.

»Der Advocat würde darunter eine prozeßsüchtige Gemeinde verstehen.

»Der Geistliche würde erwiedern: Eine fette Pfründe mit vielen Sündern, die sich bekehren wollen und hohe Miethe für die Kirchenstühle bezahlen.

»Der Junggeselle würde sagen: Eine hübsche Frau, die ihren Eheherrn liebt und ehrt, und Knöpfe annähen kann.

»Die Jungfrau würde antworten: Ein guter Mann, der mich liebt und beschützt.

»Aber die geeignetste Antwort, die sich auch wahrscheinlich auf Maria bezieht, würde seyn: Wir sollen an unsern Herrn Jesus Christus glauben, in seine Fußstapfen treten, Gott lieben und seinen Geboten gehorchen, unsern Nächsten lieben, und jede Gelegenheit benützen, ihm Dienste zu erweisen. Kurz, wir sollen so handeln, daß wir auf unser Leben immer mit Befriedigung zurückblicken und unserem Ende mit Ruhe entgegensehen können.«

Die Ablesung der ersten Hälfte dieses Aufsatzes verursachte unter der Versammlung ein Kichern, dessen sich der

Geistliche selbst kaum enthalten konnte, und der Name »Taylor Barnum« wurde von Vielen geflüstert; aber ich hatte doch die Befriedigung, daß Herr Lown meine Antwort eine gut geschriebene und richtige nannte.

IV.

Anekdoten mit einer Episode.

Meines Großvaters Reise zu Wasser. — Ein wandernder Prediger. — Die Bartfrage. — Eine Verlegenheit. — Verurtheilung der Backenbärte. — Halb rasirt. — Das Rasirmesser über Bord. — Feierlicher Zug. — Das Sterbebett einer Christin. — Der Hund des Irländers. — Mistreß O'Brien getröstet. — Sonntagsfeier. — Die Postkutsche. — Dürre und Hungersnoth. — Der Müller vor Gericht. — Der alte Bob. — Der Reiter zu Fuß. — Ein Sclave für das Leben.

Danbury und Bethel waren und sind noch jetzt Fabriksorte. Die Hauptartikel sind Hüte und Kämme. Die Hutmacher und Kammfabrikanten machten jeden Frühling und Herbst eine gemeinschaftliche Reise nach New-York, und zu ihnen gesellten sich oft Bekannte, welche die Reise nur zum Vergnügen mitmachten. Sie gingen gemeiniglich zu Norwalk an Bord einer Sloop und die Dauer ihrer Reise hing vom Winde ab. Zuweilen wurde der Weg in acht Stunden zurückgelegt, und zu andern Zeiten brauchte man fast so viele Tage. Das war den Reisenden jedoch ziemlich gleichgiltig, denn die Zeit verging ihnen sehr angenehm, ob sie zu Lande oder zu Wasser waren. Sie waren Alle lustig und guter Dinge, und vor der Abreise schlossen sie gemeiniglich einen Vertrag, worin festgesetzt wurde, daß Jeder, der einen Scherz übel nehmen würde, zwanzig Dollars Strafe bezahlen sollte. Diese Uebereinkunft ersparte der Reisegesellschaft

manche Verlegenheit, denn die Späße waren mitunter etwas derb und wohl geeignet, die Empfindlichkeit eines Opfers zu reizen.

An einem Montagsmorgen trat eine aus vierzehn Männern bestehende Gesellschaft die Reise von Bethel nach New-York an. Unter ihnen befand sich mein Großvater. Die meisten waren allgemein bekannte Spaßmacher, und es war doppelt nothwendig, den erwähnten Vertrag abzuschließen, in gehöriger Form aufzusetzen und zu unterzeichnen.

Nachmittags kam die Gesellschaft nach Norwalk. Das Schiff segelte denselben Abend ab, und man hoffte am andern Morgen in New-York anzukommen. Mehre Fremde, unter denen sich ein Geistlicher befand, kamen in Norwalk an Bord. Der Letztere suchte sich von der lustigen Gesellschaft fern zu halten; aber man erklärte ihm, wer unter den Wölfen sey, müsse mit ihnen heulen, man hoffe am andern Morgen in New-York anzukommen, und die Gesellschaft habe einstimmig beschlossen, eine vergnügte Nacht zu haben, er möge daher so gütig seyn, sich angenehm zu machen, denn von Schlaf könne keine Rede seyn. Se. Ehrwürden machte anfangs Gegenvorstellungen und sprach von seinen »Rechten,« aber er überzeugte sich bald, daß er in einer Gesellschaft war, wo die Rechte der »Majorität« gelten; so machte er gute Miene zum bösen Spiel und knüpfte mit mehren seiner Reisegefährten ein Gespräch an.

Der Geistliche war ein dürrer, hagerer Mann, mehr als sechs Fuß in Strümpfen messend, mit sandfarbenem Haar und einem starken röthlich-braunen Backenbart. Einige Passagiere neckten ihn wegen seiner üppigen Bartfülle, aber er erwiederte, die Natur habe ihn einmal damit gesegnet, und obgleich er es nach der andern Mode für schicklich halte, einen

Theil seines Bartes abzuscheren, so finde er es keineswegs unziemlich, einen Backenbart zu tragen. Man schien Sr. Ehrwürden Recht zu geben, und das Gespräch wurde auf andere Gegenstände gelenkt.

Die Hoffnung einer schnellen Fahrt nach New-York wurde in trauriger Weise vereitelt. Das Schiff schien sich kaum von der Stelle zu bewegen, und das Wasser glich Tag und Nacht einem blanken Spiegel. Trotzdem herrschte am Bord die heiterste Stimmung, denn jeder Reisende trug zur allgemeinen Belustigung sein Schärflein bei.

Der Freitagmorgen kam, aber die Windstille dauerte fort. Fünf Tage auf der Reise und noch keine Aussicht, nach New-York zu kommen! Man kann sich die Bärte der Passagiere vorstellen. In der ganzen Gesellschaft war nur ein Rasirmesser; mein Großvater, der Besitzer dieses werthvollen Instrumentes, wollte es nicht brauchen und auch seinen Reisegefährten nicht leihen. »Wir lassen uns sammt und sonders in New-York rasiren,« sagte er.

Sonnabends waren alle Passagiere auf dem Verdeck, das Schiff lag vor Sawpitts (jetzt Port Chester) und konnte nicht weiter. Es war eine schwere Geduldprüfung.

»Ich glaubte heute schon wieder abzureisen,« sagte Einer.

»Ich hoffte, schon am Mittwoch alle meine Kämme zu versteigern, und nun sind sie noch am Bord,« setzte ein Anderer hinzu.

»Ich hatte mit Gewißheit auf den Verkauf meiner Hüte gezählt,« klagte ein Dritter, »denn ich habe am Montag in New-Haven einen Wechsel zu zahlen.«

»Ich habe versprochen, diesen Abend und morgen Früh in New-York zu predigen,« sagte der Geistliche, dessen bu-

schiger Backenbart ein Gesicht beschattete, das mit ein Viertel-zoll langen röthlichen Barthaaren bereits ganz bedeckt war.

»Alles Jammern ist fruchtlos, meine Herren,« erwiederte der Capitän; »zum Glück haben wir Eier und Geflügel am Bord, wir würden sonst am Hungertuche nagen müssen.«

Nach dem Frühstück verlangten die Passagiere, die bereits wie Barbaren aussahen, das Rasirmesser meines Großvaters.

»Nein, meine Herren,« erwiederte er, »ich behaupte, daß das Rasiren ungesund und der Natur zuwider ist, und bin entschlossen, mich bis zu unserer Ankunft in New-York weder selbst zu rasiren, noch mein Schermesser zu verleihen.«

Die Nacht kam und noch immer kein Wind. Am Sonntagmorgen waren wir noch in derselben Lage. Die Geduld der Reisenden ging zu Ende, aber nach dem Frühstück begann ein leises Lüftchen zu wehen. Nach und nach wurde der Wind stärker und die Passagiere sahen zu ihrer Freude, daß die Anker gelichtet und die Segel aufgespannt wurden. Das Schiff setzte sich endlich in Bewegung, und die mit verschiedenfarbigen Borsten bedeckten Gesichter der Passagiere verklärten sich.

»Wann werden wir nach New-York kommen, wenn der Wind anhält?« fragten mehre Passagiere.

»Gegen zwei Uhr diesen Nachmittag,« erwiederte der gutmüthige Capitän, der nun voraussah, daß keine Windstille seine Hoffnungen mehr vereiteln werde.

»Das wird zu spät zum Rasiren!« riefen einige Stimmen; »die Barbierstuben werden um zwölf geschlossen.«

»Und ich werde kaum Zeit haben, meine Nachmittags-

predigt zu halten,« antwortete der rothbärtige Geistliche. »Herr Taylor, leihen Sie mir gefälligst Ihr Rasirzeug,« sagte er zu meinem Großvater.

Der alte Herr öffnete seinen Mantelsack und nahm Schermesser, Seifenbüchse und Streichriemen heraus. Die Passagiere drängten sich um ihn, denn Alle wünschten sich ebenfalls zu rasiren.

»Hören Sie, meine Herren,« sagte mein Großvater. »Ich will mein Rasirmesser nicht verleihen, aber da wir zum Rasiren zu spät ankommen, sollen Sie nach Möglichkeit befriedigt werden. Es ist indeß klar, daß wir Alle nicht bis zu unserer Ankunft mit einem einzigen Messer rasirt werden können, und da es unbillig seyn würde, wenn Einige von uns mit glatten Gesichtern ans Land gingen und die Uebrigen am Bord ließen, so habe ich einen Plan ersonnen, den Sie gewiß gerecht und billig finden werden.«

»Lassen Sie hören.«

»Jeder von uns soll die Hälfte seines Gesichtes rasiren und dann seinem Nachbar das Messer reichen; sobald wir alle halb rasirt sind, kommt die Reihe wieder an den Ersten, und die andere Hälfte wird rasirt.«

Alle waren damit einverstanden, außer dem reisenden Prediger. Er meinte, es schicke sich nicht, am Tage des Herrn so lächerlich zu erscheinen; worauf einige Passagiere erwiederten, ein Mann mit einem so enormen rothen Backenbart sehe immer lächerlich aus, und sie meinten, ein Geistlicher, der ein Rasirmesser gebrauche, solle auch seinen Backenbart abscheren.

Mein Großvater stimmte auch diesem Vorschlage bei und sagte: »Als Eigenthümer des Messers will ich den Anfang machen, und da unser ehrwürdiger Freund so große

Eile hat, soll er der Erste seyn, aber zuerst soll die eine Seite seines Backenbartes fallen, oder ich leihe ihm das Rasirmesser gar nicht.«

Der Geistliche sah wohl ein, daß alle Vorstellungen fruchtlos waren und gab zögernd seine Zustimmung.

In zehn Minuten war meines Großvaters Gesicht und Kinn, in einer von der Nase herabgezogenen geraden Linie, auf einer Seite glatt rasirt wie seine Hand, während die andere Seite wie wildes Gestrüpp aussah. Die Passagiere brachen in ein lautes Gelächter aus, in welches der wandernde Prediger unwiderstehlich einstimmte; dann erhielt Se. Ehrwürden das Messer.

Der Prediger hatte eine Hälfte seines Gesichtes bereits eingeseift und reichte den Pinsel seinem Nachbar. In kurzer Zeit hatte das Rasirmesser sein Werk vollbracht, und die eine Seite des buschigen rothen Backenbartes war ihm als Opfer gefallen. Die linke Seite seines Gesichtes war so glatt wie die Wange eines neugebornen Kindes, während auf der andern der gewaltige Backenbart vier Zoll weit abstand. Man konnte sich kaum etwas Lächerlicheres denken. Ein betäubendes Gelächter folgte, und der arme Prediger schlich sich fort, um eine Stunde zu warten, bis die Reihe an ihn kommen würde, die andere Hälfte seines Gesichtes zu scheren.

So wurde dieselbe Operation mit den Uebrigen vorgenommen. In fünf Viertelstunden waren alle Passagiere am Bord halb rasirt. Es wurde nun vorgeschlagen, daß Alle auf das Verdeck gehen und eins trinken sollten, bevor mit der Beseitigung des Gestrüpps auf der andern Hälfte ihrer Gesichter begonnen wurde. Der Anblick war höchst komisch, und die ganze Reisegesellschaft wollte sich ausschütten vor Lachen.

»Jetzt, meine Herren,« sagte mein Großvater, »will ich in die Cajüte gehen und die andere Seite rasiren. Sie können Alle auf dem Verdecke bleiben. Sobald ich fertig bin, werde ich heraufkommen und dem hochwürdigen Herrn das Messer abtreten.«

»Sie müssen sich beeilen,« sagte der Capitän; »Sie werden sonst nicht Alle fertig seyn, wenn wir ankommen; denn wir werden in einer halben Stunde landen.«

Mein Großvater ging in die Cajüte, und in zehn Minuten erschien er, das Rasirmesser in der Hand, wieder auf dem Verdeck. Er war vollständig rasirt.

»Jetzt ist die Reihe an mir,« sagte der reisende Prediger.

»Allerdings, Sie sind der Nächste; aber warten Sie einen Augenblick, ich will das Messer streichen.«

Er stützte den Fuß gegen das Geländer, legte den Streichriemen auf's Knie und begann das Messer zu schärfen. Dann glitt ihm das Messer, wie zufällig, aus der Hand und fiel ins Wasser. Er rief mit scheinbarem Schrecken und Erstaunen: »Gerechter Himmel! Das Rasirmesser ist über Bord gefallen!«

Die Bestürzung eines Theils der Passagiere war beispiellos. Anfangs waren sie sprachlos, unbeweglich, als ob sie plötzlich zu Bildsäulen geworden wären; aber nach einigen Minuten erhob sich ein Gemurmel, das bald in laute Verwünschungen überging. »Das ist abscheulich,« sagte Einer. »Der erbärmlichste Witz, den ich je gesehen,« setzte ein Anderer hinzu. »Man sollte Dich ebenfalls über Bord werfen!« riefen mehre Andere, aber endlich fiel ihnen ein, daß jeder Reisegefährte, der böse würde, eine Geldbuße von zwanzig

Dollars erlegen müsse, und sie wiederholten ihre Bemerkungen nicht. Alle Blicke richteten sich auf den reisenden Prediger, dessen Rathlosigkeit und Verzweiflung alle Beschreibung überstieg.

»O, das ist schrecklich!« wimmerte er in einem Tone, als ob jede Fiber seines Herzens zerrissen wäre.

Das war zu viel — die ganze Reisegesellschaft brach wieder in ein schallendes Gelächter aus. Die Ruhe war wieder hergestellt. Der Spaß war freilich derb, aber man ließ sich ihn gefallen. Das Schiff legte bald darauf bei den Docks an. Die halbrasirten Passagiere kamen überein, daß mein Großvater, der einzige Mann am Bord, der einem civilisirten Wesen ähnlich war, vorangehen und den Weg nach Walton-House, am Franklinplatz nehmen sollte; die Uebrigen wollten ihm folgen, »in einer Reihe, wie die Indianer.« Er gab ihnen zu bedenken, sie würden auf der Straße großes Aufsehen machen, und rieth ihnen, nicht zu lächeln. Sie versprachen, den guten Rath zu befolgen, und gingen ans Land. Sie wurden von einer zahlreichen Schaar von Gaffern escortirt, aber sie Alle schritten so ernst und feierlich durch die Straßen, als ob sie dem Grabe zu wandelten. Die Thür des Gasthofes »Walton-House« war offen. Der alte Backus, der Wirth, rauchte gemüthlich seine Cigarre, während ein paar Dutzend Gäste die Zeitungen lasen oder mit einander plauderten. Der lange Zug der halbrasirten Reisenden erschien mit dem Gefolge von Pöbel. Meister Backus und seine Gäste standen erstaunt auf. Mein Großvater ging feierlichen Schrittes auf den Schenktisch zu, die Passagiere folgten und bildeten eine doppelte Reihe hinter ihm. — »Santa-Cruz-Rum für Neunzehn!« rief mein Großvater dem Kellner zu. Dieser starrte die Fremden an, und als Backus

in ihnen alte Freunde und Kunden erkannte, begrüßte er sie mit ungeheurer Heiterkeit.

»Was ist denn geschehen,« fragte er laut lachend, »daß Ihr Alle halb rasirt ankommt?«

»Gar nichts, Herr Backus,« erwiederte mein Großvater mit scheinbarem Ernst. »Diese Herren tragen ihre Bärte nach der bei uns herrschenden Mode, und es muß ihnen sehr unangenehm seyn, von den Yorkern angestarrt und insultirt zu werden, weil eure Mode zufällig von der ihrigen verschieden ist.«

Backus wußte nicht recht, was er glauben sollte, und die Umstehenden hielten es wirklich für Ernst, denn kein Lächeln zeigte sich auf den halbrasirten Gesichtern.

Die Passagiere wurden nun in ihre Zimmer geführt, und zum Thee erschienen sie in dem Zustande, in welchem sie vom Schiffe gekommen waren. Die Damen waren erstaunt, die Kellner winkten einander zu und lachten, aber die Fremden, welche diese Heiterkeit hervorgerufen, waren so ernst wie Richter. Abends im Gastzimmer beobachteten sie denselben würdevollen Anstand, und um zehn Uhr zogen sie sich, ohne sich durch ein Lächeln zu verrathen, in ihre Zimmer zurück. Am frühen Morgen jedoch unterzogen sie sich in der Barbierstube einer Operation, die sie den übrigen Menschenkindern gleich machte.

Es versteht sich, daß der reisende Prediger in der sonderbaren Sonntagsnachmittagsprocession nicht erschien. Er band ein Schnupftuch über's Gesicht, nahm seinen Mantelsack in die Hand und begab sich in die »Marktstraße,« wo er vermuthlich einen guten Freund und ein gutes Rasirmesser gefunden hat.

Im August 1825 wurde meine Großmutter mütterlicherseits von einem Unfall betroffen, der anfangs für unbedeutend gehalten wurde, aber ihren Tod zur Folge hatte. Sie trat im Garten auf die Spitze eines rostigen Nagels, der ihr vielleicht einen Zoll tief in den Fuß drang. Der Nagel wurde sogleich herausgezogen, aber der Fuß schwoll, und in einigen Tagen zeigten sich die gefährlichsten Symptome. Sie fühlte, daß ihr Ende nahe, aber sie war eine gute Christin, und der Tod hatte nichts Schreckliches für sie. Am Tage vor ihrem Verscheiden, während sie noch in dem vollen Besitz ihrer Geisteskräfte war, ließ sie alle ihre Enkel kommen, um Abschied von ihnen zu nehmen. Ich werde nie die Gefühle vergessen, die mich erfüllten, als ich an ihr Bett trat, als sie meine Hand faßte und von ihrem nahen Ende, von den Tröstungen der Religion und von dem süßen Bewußtseyn treuer Pflichterfüllung sprach. Sie ermahnte mich fleißig zu beten und die Kirche zu besuchen, keine leichtsinnigen oder ruchlosen Reden zu führen und insbesondere zu bedenken, daß ich meine Liebe zu Gott nicht besser als durch Nächstenliebe beweisen könne. Ich war zu Thränen gerührt und versprach ihren Rath zu befolgen. Als ich den Scheidekuß von ihr bekam, verlor ich vollends die Fassung, und wie wenig ich auch seitdem ihre Ermahnungen befolgt haben mag, die Eindrücke, die ich an ihrem Sterbebette bekam, sind immer lebendig in meiner Erinnerung und auch gewiß nicht ohne heilsamen Einfluß geblieben. Eine aufrichtigere Christin oder eine vortrefflichere Frau wie meine Großmutter habe ich nie gesehen.

Doch meine ernste Stimmung blieb nicht lange ungetrübt. Einer unserer Kunden war ein Irländer, Namens Peter O'Brien, ein kleiner Landwirth unweit Bethel. Ein

Irländer war damals eine Seltenheit im Innern von Connecticut, und Peter war durch seinen drolligen Mutterwitz in der ganzen Umgegend bekannt.

Eines Tages kam Peter in unsern Laden, um einige Einkäufe zu machen; einer unserer Spaßmacher, der den Irländer foppen wollte, fragte ihn, ob ein kleiner Hund, den er auf seinem Karren bemerkte, zu verkaufen sey.

»O ja, wenn ich ihn gut bezahlt bekomme,« antwortete Peter O'Brien.

»Ist er wachsam?«

»Das will ich meinen! er würde jedes Eigenthum, das man ihm zeigt, mit dem letzten Blutstropfen vertheidigen.«

»Treibt er das Vieh vom Felde?«

»Er ruht nicht, bis Alles was er sieht auf der Straße ist.«

»Steht Ihr gut dafür, daß Alles wahr ist was Ihr saget?«

»Ja, das kann ich, und ich will das Geld zurückgeben, wenn ich nicht die Wahrheit sage,« erwiederte Peter O'Brien ganz ernsthaft.

»Wie viel soll der Hund kosten?«

»Nicht mehr als zwei Dollars.«

»Er sieht freilich nicht aus, als ob er zwei Cents werth wäre; aber ich brauche einen wachsamen Hund mit den genannten Eigenschaften, und will ihn nehmen.«

»Ihr wollt nur Spaß machen,« sagte Peter; »und ich weiß nicht, was meine Frau ohne ihren Lieblingshund anfangen würde.«

»Ich gestehe, daß ich anfangs scherzte, Peter; aber jetzt ist es mein Ernst — hier ist das Geld,« sagte der Andere und reichte ihm die zwei Dollars.

»Ein Wort ist ein Wort,« erwiederte Peter, indem er sein Geld in eine alte Blashaut wickelte, die er als Börse brauchte; »aber Mistreß O'Brien wird sehr böse seyn.«

»Kaufet ihr Schnupftabak, um sie zu beschwichtigen,« sagte der Spaßvogel.

»O, ich werde ihr etwas Besseres bringen als Schnupftabak,« erwiederte Peter und nahm vom Wagen eine Gallonflasche; dann kam er in den Laden und verlangte eine halbe Gallone Rum und eben so viel Syrup.

»Wo habt Ihr die andere Flasche?« fragte ich.

»Diese Flasche hält ja eine Gallone,« erwiederte Peter ganz ernsthaft.

»Aber Ihr wollt doch nicht den Rum und den Syrup untereinander mischen?« erwiederte ich.

»Ja richtig! das hatte ich nicht bedacht,« sagte Peter, sich vor die Stirn schlagend. »Welch ein Esel bin ich doch!«

Er war so schlau und witzig, wie nur irgend ein Sohn der smaragdgrünen Insel, und doch war er zuweilen unglaublich dumm, wie das eben erwähnte Beispiel zeigt.

Als Peter nach einiger Zeit wieder kam, wurde er von dem Käufer des Hundes angeredet, und ich war Zeuge des folgenden Gesprächs:

»Du Lügner! nimm deinen schlechten Köder und gib mir meine zwei Dollars zurück.«

»Spaß ist Spaß,« erwiederte Peter; »Ihr wollt mich immer foppen! Ich bin kein Lügner — das Lügen überlasse ich vornehmern Leuten. Ich lüge nie.«

»Ja, Du hast mich belogen und mit dem nichtswürdigen Hunde betrogen. Der Hund ist ja blind wie eine Fledermaus!«

»Was kann der arme Hund dafür? es ist ja ein Un-

glück für ihn,« erwiederte Peter mit Pathos, und alle Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus.

»Aber Du sagst ja, er sey wachsam und jage das Vieh vom Felde?«

»Das ist nicht wahr; ich sagte er würde alles fortjagen, was er sieht und Alles bewachen was man ihm zeigt,« erwiederte O'Brien mit unverwüstlichem Ernst.

Ein neuer Ausbruch der Heiterkeit folgte, und der Spaßvogel, der wohl sah, daß Peter im Vortheil war, fragte ihn gelassen, ob er ihm das Geld zurückgeben wolle.

»Nein, aus vielen triftigen Gründen, von denen der triftigste ist, daß ich seit drei Tagen keinen Heller mehr davon habe.«

»Aber deine Frau, die den Hund so lieb hatte, würde sich gewiß freuen ihn wieder zu sehen?« entgegnete der Geprellte, der endlich gute Miene zum bösen Spiel zu machen begann.

»Sie weiß sich zu trösten,« erwiederte Peter; »ich sagte ihr, der Hund habe einen guten Herrn bekommen, und sie hat sich an den Verlust gewöhnt.«

Der Käufer des Hundes stimmte in das Gelächter der Uebrigen mit ein.

»Gut, behalte das Geld,« sagte er; »Du kannst auch den Hund mitnehmen.«

»Nein, ich danke schön,« erwiederte Peter; »er würde nur die Wunde meiner Frau wieder aufreißen, und das wäre doch gar zu hart!«

In meiner Jugend war im Staate Connecticut die äußere Sonntagsfeier weit strenger als jetzt. Wer sich vor Sonnenuntergang zu Pferde oder im Wagen blicken ließ, wurde gewiß von einem Constabler oder von einem Geschworenen angehalten, und wenn er sich nicht durch Krankheit oder einen andern Nothfall rechtfertigen konnte, am folgenden Tage zur Entrichtung einer Geldstrafe gezwungen.

Die Postkutsche zwischen New-York und Boston durfte an Sonntagen fahren, aber keine Passagiere aufnehmen. Zuweilen ließen die New-Yorker Agenten aus Gewinnsucht Reisende zu, aber fast an jedem Orte hatte man ein wachsames Auge und der Postillon wurde gemeiniglich angehalten, wenn er eine oder mehre Personen in seiner Kutsche hatte. In solchem Falle mußte die ganze Postkutsche bis Montag früh »liegen bleiben,« und jede betretene Person, den Postillon mit inbegriffen, mußte eine Geldstrafe bezahlen.

Oliver Taylor und Benjamin Hoyt, zwei Spaßvögel von Bethel, waren in New-York, und da die Plätze der Postkutsche schon für mehre Wochentage besetzt waren, so begaben sie sich am Sonntag Früh in das Bureau und verlangten nach Norwalk, im Staate Connecticut, befördert zu werden.

»Unmöglich,« sagte der Agent.

»Es ist sehr dringend,« entgegnete Oliver; »meine Familie ist in Bethel gefährlich krank, und ich muß vor morgen Früh zu Hause seyn.«

»Und meine Mutter liegt in den letzten Zügen,« setzte Benjamin mit einem sehr langen Gesichte hinzu.

»Es geht nicht, meine Herren; diese periodischen Krankheiten sind an Sonntagen epidemisch, und es thut mir unendlich leid, Sie nicht einschreiben zu können, aber wir sind in

Ihrem Staate schon einige Male angehalten und zu einer Geldstrafe verurtheilt worden. Wir sind der Plackereien überdrüssig und nehmen Sonntags durchaus keine Passagiere mehr nach Connecticut.«

»Man ist jetzt nicht mehr so streng wie vormals,« meinte Taylor.

»Nicht halb so strenge,« setzte Hoyt hinzu.

»Vormals?« sagte der Agent; »wir sind ja erst vor vierzehn Tagen in Stamford angehalten worden.«

»Ja, und es hat mich eilf Dollars außer dem Aufenthalt gekostet,« setzte der eben eintretende Eigenthümer hinzu.

»Aber unsere Abreise leidet keinen Aufschub,« entgegnete Taylor; »wir sind aus Connecticut und kennen die Gesetze unseres Staates — und wissen sie daher auch zu umgehen. Wir wollen Ihnen zehn Dollars für die Fahrt nach Norwalk bezahlen, und so oft wir durch ein Dorf kommen, legen wir uns auf den Boden der Kutsche nieder, und so wird uns Niemand ein Hinderniß in den Weg legen.«

»Wollen Sie das in jedem Dorfe thun?« fragte der schon milder gestimmte Unternehmer.

»Allerdings.«

»Nun, unter dieser Bedingung will ich Sie aufnehmen,« antwortete der Unternehmer; »ich halte es für keine Sünde, eure Yankee-Betbrüder zu foppen.«

Das Fuhrgeld wurde bezahlt, die beiden Mantelsäcke unter die Sitze gepackt, und die beiden Reisenden setzten sich behaglich in die Postkutsche.

»Vergessen Sie Ihr Versprechen nicht, meine Herren, und lassen Sie sich vor den Yankee's nicht sehen,« mahnte der Unternehmer, als der Postillon seine lange Peitsche

schwenkte und die Pferde im Galopp davon jagten. Die beiden Passagiere nickten ihm zu.

Taylor und Hoyt kannten den Weg sehr genau. Als die Kutsche an die Grenze von Connecticut kam, rüsteten sie sich zu ihrem Versteckenspiel. Vor Greenwich legten sie sich der Länge nach nieder. Die Diener des Gesetzes — und Evangeliums hatten ein wachsames Auge; der Postillon machte ein harmloses Gesicht; die anscheinend leere Postkutsche »passirte die Musterung« und fuhr ungehindert weiter.

Zu Stamford wurde das Spiel »Verstecken und Suchen« mit demselben günstigen Erfolge wiederholt. Zu Darien, sechs Meilen von Norwalk, wo die beiden Passagiere aussteigen und aufs Gerathewohl nach Bethel wandern wollten, legten sie sich wieder in der Kutsche nieder und der Postillon ließ seine Pferde langsam durch den Ort traben.

Plötzlich bemerkte Hoyt zu seinem Schrecken, daß sein Reisegefährte die Füße zum Schlage hinaussteckte. »Um des Himmels willen, ziehen Sie doch Ihre Füße herein!« rief er. »Wir wollten uns verstecken, und nun setzen Sie sowohl den Postillon als uns selbst der Gefahr aus, entdeckt zu werden.«

»Wir haben versprochen uns niederzulegen,« erwiederte Taylor, »und wir liegen hier wie die Häringe auf dem Boden; aber meine Beine sehnen sich nach einer behaglichen Streckung, und ich kann's ihnen nicht länger versagen.«

Sie waren eben der Kirche gegenüber, und der arme Postillon, der von der Schaustellung der beiden Füße nichts wußte, trug die Nase recht hoch, als ob er sagen wollte: »Schauet nur zu, es nützt Euch nichts.«

Ein wachsamer Kirchenvorsteher, entsetzt über den Anblick der aus dem Kutschenfenster hervorragenden Füße, rief dem Postillon Halt zu.

»Ich bin leer und halte nicht stille,« antwortete der Postillon mit dem Tone beleidigter Unschuld.

»Ihr habt einen Passagier aufgenommen und müßt halten,« rief ihm der Kirchenvorsteher mit Nachdruck zu.

Der Postillon sah sich um und bemerkte zu seinem Schrecken zwei aus dem Schlage hervorragende Füße; er wußte sich schnell zu fassen, schlug rüstig auf seine Pferde los, und fort ging's im Galopp, als der Kirchenvorsteher eben dem Sattelpferde in den Zügel fallen wollte. Der eifrige Wahrer der sonntagspolizeilichen Rechte wurde von den Wagenrädern gestreift und fast zu Boden geworfen. Der erschrockene Postillon schwenkte aus Leibeskräften die Peitsche und rief unaufhörlich: »Ziehet doch die verdammten Stiefel herein!«

Ein doppeltes Ha! ha! ha! war die Antwort, und fort ging's wie die wilde Jagd, bis kein Haus mehr zu sehen war. Der Postillon hielt nun seine Pferde an und begann seine Passagiere zur Rede zu stellen. Sie lachten herzlich, gagen ihm einen halben Dollar und geboten ihm Ruhe.

»In zehn Minuten wird die Sonne untergehen,« setzten sie hinzu; »wir können daher unbesorgt nach Norwalk fahren.«

»Man wird mich auf der Rückfahrt in Darien anhalten und strafen,« erwiederte der Postillon.

»Fürchte nichts,« war die Antwort, »man kann Dich nicht strafen, denn Niemand kann schwören, daß Du einen Passagier hattest. Es war nichts als ein Paar gestiefelter Füße zu sehen, und diese Füße konnten ja einer Wachsfigur gehören, wenigstens kann Niemand das Gegentheil beweisen.«

»Aber die Füße zappelten,« entgegnete der Postillon, der noch nicht beruhigt war.

»Ein Automat bewegt sich,« antwortete Taylor; »sey daher nur unbesorgt, Du hast nichts zu fürchten.«

Der Postillon beruhigte sich einigermaßen, aber als er am folgenden Tage wieder durch Darien fuhr, war ihm nicht ganz wohl zu Muthe. Der Kirchenvorsteher theilte jedoch wahrscheinlich die Ansicht Taylor's hinsichtlich des Beweises, denn es ward keine Klage erhoben, und die Postkutsche fuhr ungehindert weiter. Der Postillon war indeß so furchtsam geworden, daß er seinem Herrn erklärte, er werde nie wieder Sonntagspassagiere nach Connecticut fahren.

Einer der letzten Prozesse, die wir in Danbury wegen verletzter Sonntagsfeier hatten, war im Sommer 1825. Es war eine schreckliche Dürre. Das Gras war verdorrt, der Pflanzenwuchs hörte auf, die Flüsse waren ganz oder theilweise ausgetrocknet. Da es zu jener Zeit, wenigstens in dortiger Gegend, noch keine Dampfmühlen gab, so begann in den Haushaltungen das Mehl zu fehlen. Die Wassermühlen waren mit Getreide angefüllt, aber sie konnten nicht mahlen. Endlich begann es an einem Sonntage zu regnen, und es regnete den ganzen Sonntag. Jedermann freute sich, denn man hoffte, die Mühlen würden nun wieder in Gang kommen und Mehl liefern. Einer unserer Müller, ein kluger und ehrenwerther Mann, beschloß der Verlegenheit der Gemeinde schnell ein Ende zu machen und dem heiligen Eifer der Frömmler Trotz zu bieten; er meinte, der Heiland habe seinen Jüngern erlaubt, am Sabbath Kornähren zu pflücken, warum sollte man ihm wehren, seine Mitmenschen mit Mehl zu versorgen? Er setzte am Sonntagmorgen seine Mühle in Gang, und am Montag Früh hatte er viele Säcke Korn gemahlen.

Am Montagabend wurde er auf die Anklage eines

Vorstehers »wegen Entweihung des Sabbaths« verhaftet und vor die Jury gestellt. Er lehnte den Beistand eines Rechtsfreundes ab und erklärte, sich selbst vertheidigen zu wollen. Der Gerichtssaal war gedrängt voll von den theilnehmenden Nachbarn. Die Anklage wurde abgelesen; es wurde darin die Ungeheuerlichkeit des Verbrechens, am Sonntage Getreide in Mehl zu verwandeln, gebührend hervorgehoben; aber es wurde verschwiegen, daß der Müller die ganze Nachbarschaft von einer halben Hungersnoth gerettet hatte. Der Angeklagte bewahrte eine unerschütterliche Ruhe.

»Seyd Ihr schuldig oder nicht schuldig?« fragte der Gerichtspräsident.

»Nicht schuldig — ich habe nur Korn gemahlen,« war die Antwort.

Das Gelächter der Zuhörer hatte eine Rüge von Seiten des Vorsitzenden zur Folge.

Da die That nicht geläugnet wurde, so fand kein Verhör von Belastungszeugen statt. Dagegen erklärten die Entlastungszeugen einstimmig, daß es ein Werk der Noth gewesen sey, weil es schon an Brot gefehlt habe. Der Angeklagte sagte kein Wort, aber der Ausspruch der Geschwornen war: »nicht schuldig.« Die ganze Gemeinde, mit sehr wenigen Ausnahmen, freute sich, und man entwöhnte sich von dem Gedanken, daß eine Katze, die am Sonntage eine Maus fängt, bestraft werden müsse, oder daß ein Ciderfaß, das am ersten Tage der Woche »arbeitet,« eine exemplarische Züchtigung verdiene. Die Leute zum Bethause zu treiben, kam aus der Mode; kurz, es fand eine sehr heilsame Reaction statt, und seit jener Zeit wurden die Bewohner von Connecticut freiwillige Beobachter einer anständigen Sonntagsfeier; sie enthalten sich schwerer Arbeiten und ge-

räuschvoller Belustigungen, aber sie halten es nicht für eine Sünde, einen Ochsen, der zwischen Samstag- und Sonntagabend in den Brunnen fällt, wieder herauszuziehen.

Mein Vater war nicht nur Theilhaber an dem Handelsgeschäft und Gastwirth, sondern er hielt auch Frachtfuhrwerk und vermiethete Pferde. Einst kam ein junger Mensch, Namens Nelson Beers, ein sehr bornirter Schuhmachergeselle, und wollte ein Pferd miethen, um nach Danbury zu reiten. Mein Vater dachte, Nelson thue besser, den kurzen Weg zu Fuß zu machen, als ein Pferd zu miethen, aber er sagte es nicht laut.

Wir hatten einen alten Gaul, Namens Bob, der das zwanzigste Jahr bereits überschritten hatte und buchstäblich ein »lebendes Skelett« war — etwa in demselben Zustande wie jener Klepper, der so schwach war, daß sein Herr eines Nachbars Pferd miethen mußte, um ihm bei seinem letzten Athemzuge behilflich zu seyn. Mein Vater erwiederte dem jungen Nelson, seine Miethpferde wären nicht zu Hause, auf der Weide sey nur ein famöser Wettrenner, den er absichtlich abmagern lasse, damit er auf dem bevorstehenden großen Wettrennen recht leichtfüßig sey.

»O, geben Sie ihn mir, Onkel Phile; *) ich will ihn sehr vorsichtig reiten und ihm nicht den mindesten Schaden thun,« sagte Nelson Beers, »in Danbury will ich ihn überdies gut füttern und mit Stroh reiben lassen.«

»Es ist ein zu werthvolles Thier, um ihn so jungen Händen anzuvertrauen,« entgegnete mein Vater.

*) Meines Vaters Name war Philo; aber es war in jener Gegend allgemein Sitte, jeden Bekannten entweder Onkel oder Tante, Capitän, Squire rc. zu nennen.

Nelson ließ nicht nach; endlich erhielt er den Gaul unter der Bedingung, ihn nur im Schritt oder im ganz kurzen Trabe zu reiten und ihm in Danbury vier Quart Hafer geben zu lassen.

Nelson ritt auf seiner Rossinante fort, er sah aus, als ob er den »Aaskrähen« eine Bestellung zu machen hätte, aber er hielt sich für einen ganzen Mann, denn er glaubte den größten Wettrenner der Umgegend zu reiten, und fühlte die ganze Wucht der auf ihm lastenden Verantwortung, denn mein Vater hatte ihm beim Abschiede nachgerufen: »Nehmt Euch in Acht, Nelson, daß meinem Renner nichts geschieht! Ihr würdet den Schaden in eurem Leben nicht bezahlen können.«

Der alte Bob ward in Danbury gehörig gefüttert und getränkt, und nach einigen Stunden trat Nelson Beers den Rückweg an. Er nahm den kürzern Weg über die Wiesen. Der Reiter, seine Verantwortung vergessend, wollte seinen Renner in scharfen Trab setzen, aber Bob wurde plötzlich von einer bedenklichen Nervenschwäche befallen und stand still. Er war nicht von der Stelle zu bringen. Nelson mußte absteigen; das ehrwürdige Roß zitterte vor Erschöpfung, der Reiter vor Furcht. Beers meinte, sein Renner fühle vielleicht das Bedürfniß zu saufen und führte ihn in einen Bach. Der arme alte Bob blieb im Schlamme stecken, und da er nicht die Kraft hatte, seine Füße wieder herauszuziehen, so machte er gelassen die Augen zu, sank wie ein Patriarch auf das ihn erwartende weiche Lager und entschlief sanft, ohne auch nur einmal auszuschlagen.

Keine Sprache vermag die Bestürzung des armen Beers zu beschreiben. Er mochte seinen Augen nicht trauen und bemühte sich vergebens, die Augen seines alten »Renners« auf-

zumachen. Er hielt das Ohr an das Maul des armen alten Bob — schrecklich! der Athem hatte aufgehört!

Nelson dachte seufzend an die unvermeidliche Begegnung mit meinem Vater und berechnete mit Schrecken, ob wohl die an dieses Erdenleben geknüpfte Ewigkeit lang genug für ihn seyn werde, um den Werth des Pferdes zu verdienen; endlich nahm er den Zaum ab, schnallte den Sattel auf den Rücken und ging mit schwerem Herzen auf das Dorf zu.

In der Abenddämmerung sah mein Vater den trostlosen »Reiter zu Fuß« mit Sattel und Zaum die Straße herauf kommen. Er zweifelte nicht, daß der alte Bob den Geist aufgegeben, und freute sich im Stillen auf die bevorstehende pathetische Scene, blieb aber sehr ernsthaft. Der arme Beers näherte sich langsamer und trauriger, als ob er einem theuern Freunde zu Grabe folgte.

»Was sehe ich?« rief ihm mein Vater entgegen; »ist Euch der Wettrenner davongelaufen?«

»O! noch schlimmer — viel schlimmer, Onkel Phile,« seufzte Nelson.

»Noch schlimmer? Dann muß er von einem Kenner werthvoller Pferde gestohlen worden seyn. O, wie thöricht war ich, den Renner aus den Händen zu geben!« sagte mein Vater mit gut gespieltem Kummer.

»Nein, er ist nicht gestohlen worden,« erwiederte Nelson.

»Nicht gestohlen? Nun das freut mich, dann werde ich ihn wieder bekommen. Aber wo ist er? Ihr habt ihn gewiß lahm geritten.«

»O, noch schlimmer!«

»Nun, was ist denn geschehen? wo ist mein Renner? was fehlt ihm?«

»Ach! ich kann's nicht sagen!«

»Ihr müßt mir's sagen!«

»Es wird Euch das Herz brechen.«

»Allerdings, wenn ihm etwas zu Leide geschehen ist,« erwiederte mein Vater, »aber wo ist er?«

»Er ist todt!« sagte Beers mit fast übermenschlicher Anstrengung, dann schloß er die Augen und sank auf einen Sessel.

Mein Vater ächzte so laut, so herzbrechend, daß Nelson hastig aufsprang. Das Gesicht meines Vaters drückte Schrecken und Verzweiflung aus.

»Ach! Onkel Phile, behandelt mich nicht zu hart,« sagte Beers. »Hätte ich das denken können, ich würde das Pferd nicht bestiegen haben!«

»Ihr könnt es mir nie ersetzen,« erwiederte mein Vater.

»O, ich weiß es; ich kann nichts thun als mein Leben lang für Euch arbeiten.«

Bald wurde mein Vater ruhiger, und obgleich dem Anschein nach sehr betrübt über den Verlust, fragte er Nelson, wie viel er ihm schuldig zu seyn glaube.

»Ich weiß nicht, ich bin kein Pferdekenner, aber ich habe gehört, daß Vollblutpferde fabelhafte Summen werth sind.«

»Und das meinige gehörte zu den besten Rennern der Welt,« sagte mein Vater, »und so gut zum Wettrennen vorbereitet, ganz Knochen und Muskeln!«

»O, ja, das habe ich gesehen,« erwiederte Nelson Beers in Verzweiflung, aber mit einer Aufrichtigkeit, die bewies, daß er die großen Ansprüche des Pferdebesitzers nicht in Abrede stellen wollte.

»Ich will die Sache nicht vor Gericht bringen,« sagte mein Vater mit einem Seufzer, »vorausgesetzt, daß wir uns über den Preis des Pferdes verständigen. Ihr könnt auf einen Zettel schreiben wie viel Ihr mir schuldig zu seyn glaubt, und ich will ebenfalls auf einen Zettel schreiben, wie viel ich für das Pferd verlange; wir können dann die Zettel mit einander vergleichen und sehen, wie weit wir abweichen.«

»Gut, ich will's aufschreiben,« erwiederte Beers; »aber Ihr müßt mich nicht zu hart behandeln.«

»Ich will thun was möglich ist und eure Umstände berücksichtigen,« sagte mein Vater, »ich halte Euch für einen ehrlichen, gewissenhaften jungen Mann und bin überzeugt, daß Ihr aufschreiben werdet, was Ihr für recht und billig halten. Ihr werdet Euch erinnern, daß ich das Pferd nicht gern hergeben wollte.«

Nelson warf meinem Vater einen dankbaren Blick zu und willigte in alles was von ihm verlangt wurde. Inzwischen waren mehre Nachbarn gekommen, die mit feierlichem Ernst zuhörten. Mein Vater schrieb auf einen Zettel, Beers nach langem Besinnen auf den andern.

»Jetzt laßt sehen was Ihr geschrieben habt,« sagte mein Vater.

»Ich glaube, Ihr werdet es zu niedrig finden,« erwiederte Beers und reichte ihm den Zettel.

»Nicht mehr als dreihundertfünfundsiebzig Dollars!« rief mein Vater, als er den Zettel gelesen. »Das hat man davon, wenn man Andern gefällig ist!«

Nelson war tief beschämt, und hatte nicht den Muth, meinen Vater zu fragen, was er aufgeschrieben. Endlich ließ

sich ein Nachbar den Zettel zeigen, er las: sechseinviertel Cents! Ein lautes Gelächter folgte. Beers konnte anfangs den Spaß nicht begreifen, und als er sich endlich überzeugte, daß kein Schaden geschehen war, fühlte er sich überglücklich.

V.

Ein Anekdoten=Quodlibet.

Speculationen. — Ein anziehender Lotterieplan. — Keine Nieten. — Kleine Gewinnste. — Eine Fischgeschichte. — Die Volkszählung. — Hieroglyphenschrift. — Der Hausirer und die Schleifsteine. — Der Ungewaschene. — Materialien für meine Biographie. — Der Holzhauer. — Tod meines Vaters. — Ein Handelsgeschäft mit Flaschen. — Meine Lotterie. — Charitas. — Sonderbare Symptome. — Wie Du mir, so ich Dir.

Unter den verschiedenen Speculationen, die ich im Alter von zwölf bis fünfzehn Jahren für meine eigene Rechnung unternahm, muß ich die Lotterie nennen. Einer unserer Nachbarn, eine »Stütze der Kirche,« gestattete seinem Söhnlein die Theilnahme an der Verlosung von Lebkuchen, Orangen, candirtem Zucker u. dgl., die Moralität des Unternehmens war somit erwiesen, und ich wurde Lotteriedirector. Der höchste Gewinnst belief sich gemeiniglich auf fünf Dollars, zuweilen weniger, zuweilen auf zehn Dollars. Die Gesammtsumme der Gewinnste betrug zwanzig bis fünfundzwanzig Dollars; der Preis der Lose war zwanzig bis fünfundzwanzig Procent höher als der Werth der Gewinnste. Die Lose fanden unter den Arbeitern der Hut= und Kammfabriken willige Abnehmer.

Die Lotterien wurden damals von der Kirche und vom Staate begünstigt. Ein Schriftsteller sagt: »Die Leute setzten

in Lotterien zum Besten einer Kirche, in welcher gegen die Glücksspiele gepredigt wurde.«

Im Jahre 1819 wurde mein Großvater nebst drei andern Personen mit der Leitung beauftragt, und die Unternehmer beschlossen etwas Neues auf's Tapet zu bringen, um die Lotterie möglichst anziehend und populär zu machen. Mein Großvater ersann einen Plan, von welchem er sich den glänzendsten Erfolg versprach. Der Plan wurde angenommen und seine Erwartungen gingen vollständig in Erfüllung. Der in dem »Republican Farmer« vom 7. Juli 1819 veröffentlichte Plan erklärte, die Lotterie sey »mit Bewilligung der Landesregierung von Connecticut« zum Besten der bischöflichen Kirche zu Fairfield veranstaltet worden. Die Lotterie war wirklich etwas Neues, denn dem Plan zufolge waren »keine Nieten;« ein Los kostete fünf Dollars, und von zwölftausend Gewinnsten waren eilftausendvierhundert zu zweieinhalb Dollars. Diese seltene Begünstigung berechtigte die Unternehmer zu folgender Ankündigung:

»Ein günstigerer Spielplan ist dem Publicum nie geboten worden, denn er enthält mehr hohe Gewinnste, als sonst gemeiniglich geboten worden. Es ist wohl zu beachten, daß man zwei Lose für dasselbe Geld haben kann, für welches man in einer andern Lotterie nur ein Los bekommt; folglich kann der Käufer in einer und derselben Lotterie zwei Haupttreffer gewinnen.«

Nie war eine Lotterie vor der Ziehung so populär gewesen, wie diese. Die Furcht eine Niete zu ziehen, hatte das Publicum bisher von der Theilnahme an der Lotterie abgeschreckt; aber hier waren »keine Nieten.« Ueberdies konnte man »zwei Haupttreffer« gewinnen. Die Chancen waren freilich nicht sehr groß, denn unter zwölftausend Losen

waren nur neun Gewinnste über hundert Dollars, also unter eintausenddreihundertdreiunddreißig Losen nur ein nennenswerther Treffer. Aber die Käufer gaben sich nicht die Mühe, dies zu berechnen. Sagte doch der Plan: »man könne zwei Lose für dasselbe Geld haben, für welches man in einer andern Lotterie nur ein Los bekommt.«

Die Lose wurden mit beispielloser Schnelligkeit abgesetzt. Fast Jedermann kaufte zwei Lose; denn man wußte ja im voraus, daß man zwei Gewinnste zu zweieinhalb Dollars bekam, und im schlimmsten Falle konnte man nicht mehr als fünf Dollars, den gewöhnlichen Preis eines Loses verlieren. Alle Lose waren lange vor dem Ziehungstage verkauft — ein in der Geschichte der Lotterien beispielloser Fall. Mein Großvater wurde als ein öffentlicher Wohlthäter betrachtet. Er allein verkaufte mehr als die Hälfte aller Lose, und da jeder Verkäufer seine Procente bekam, so war das Geschäft ziemlich gewinnreich.

Der Ziehungstag kam. Mein Großvater rief jeden aus dem Glücksrade kommenden Gewinnst aus; es wurden täglich fünfhundert Lose gezogen, folglich dauerte die Ziehung 24 Tage; und es wurde 11,400mal »zwei Dollars und fünfzig Cents« gerufen, während nur sechshundert höhere Gewinnste ausgerufen wurden.

Wer zwei Lose gekauft hatte, verlor 5 Dollars 75 Cents, denn in dem Plane stand: »Alle Gewinnste erleiden den gewöhnlichen Abzug von 15 Procent,« so daß also jedes Los, das keinen Haupttreffer machte, nur 2 Dollars $12^1/_2$ Cents, »zahlbar in 60 Tagen« erhielt.

Die ganze Umgegend war im Aufruhr. »Onkel Phin Teylor« wurde einstimmig für einen alten Gauner und der Lotterieplan »ohne Nieten« für eine schmähliche Prellerei

erklärt. Bis zu seinem Tode hieß er allgemein der »alte Dritthalbdollar,« und er lachte herzlich über den Spitznamen. Mit der Zeit war das Publicum mit ihm ausgesöhnt, zumal da er es nicht sowohl in seinem eigenen Interesse, als zum Besten einer Kirche überlistet hatte.

Da Danbury zwanzig Meilen vom Meere liegt, so hatten wir dort keinen Fischmarkt, und einen guten Einsatz boten die herumziehenden Fischeinkäufer, die Makrelen, Kabeljau, Schellfische, Austern &c. brachten. Diese Hausirer machten gemeiniglich mehre Reisen in der Woche, so daß man fast täglich frische Seefische haben konnte. Mein Großvater, der es seinen Nachbarn in allen Dingen gern zuvorthat, zahlte in jedem Frühjahr einen Dollar für den ersten Schellfisch, der ihm gebracht wurde. Da Andere zu warten pflegten bis der Preis billiger wurde, so hatte er immer seinen »ersten Schellfisch« ein paar Wochen früher als diese Fischgattung in den allgemeinen Verkauf kam. Der Hausirer kam einst, wie gewöhnlich, mit einer Ladung Kabeljau, Makrelen &c. nach Bethel, brachte den ersten Schellfisch und erhielt seinen Dollar. Mein Großvater lud auf den andern Morgen einige Nachbarn zum Frühstück ein, und ließ den Schellfisch in ein Gefäß mit frischem Wasser setzen. Der Capitän Ferry, ein Erzspaßvogel, stahl den Fisch in der Abenddämmerung und trug ihn nach Hause. Die Nachbarn waren wie gewöhnlich Abends im Laden versammelt.

Mein Großvater nahm die Einladung zurück und beklagte sich bitter über den Fischdiebstahl. Er glaubte ein Hund habe den kostbaren Schellfisch aus dem Wasser geholt und verzehrt. Die Nachbarn, die fast alle in das Geheimniß eingeweiht waren, drückten ihr Bedauern aus.

»Schlage Dir's aus dem Sinn,« sagte der Capitän; »Du mußt ein anderes Mal vorsichtiger seyn und Dir die Fische nicht von den Hunden stehlen lassen. Da es mit dem Frühstück bei Dir nichts ist, so lade ich Dich und Ben und Dr. Haight zu mir ein; ich regalire Euch mit Kalbscoteletten, die Euch gewiß munden werden.«

Die Einladung wurde angenommen, und der Capitän Ferry traf alle Vorkehrungen zu einem comfortabeln Frühstück.

Die Gäste erschienen pünktlich, und nach einem kurzen vertraulichen Gespräch setzte man sich zum Frühstück. Statt der Kalbscoteletten erschien ein prächtiger gesottener Schellfisch auf der Tafel. Mein Großvater, der den Spaß merkte, ließ das Gelächter seiner Nachbarn aufhören und sagte zu dem Wirth: »Ich hatte Dich immer im Verdacht, daß Du ein Dieb, jetzt weiß ich's gewiß.« Ein zweites Gelächter der Gesellschaft reizte vollends ihren Appetit, und der »erste Schellfisch« gehörte bald unter die dagewesenen Dinge.

So suchte sich mein Großvater in allen Dingen auszuzeichnen. Im Jahre 1820 erhielt er den Auftrag, in dem Bezirke die Volkszählung vorzunehmen, und er beschloß sich dieser Pflicht schneller zu entledigen als irgend einer seiner Vorgänger. Er stand jeden Morgen mit Tagesanbruch auf, nahm in der Eile sein Frühstück, setzte sich zu Pferde und kam erst bei Einbruch der Nacht wieder nach Hause. Er ritt vor jedes Haus, rief den Herrn oder die Frau und that die üblichen Fragen: »Wie heißt die Familie? Wie viele Kinder? Von welchem Geschlecht? Wie alt? Wie viele können lesen und schreiben? Sind Taubstumme oder Blinde im Hause?« ꝛc. Dann steckte er sein Notizenbuch in die Tasche und galoppirte vor ein anderes Haus. Seine Handschrift war entsetzlich; sein Gekritzel sah gemeiniglich aus, als ob eine Spinne aus dem

Tintenfaß gekrochen und über das Papier gelaufen wäre. Er selbst konnte es nicht lesen, wenn er den Inhalt des Geschriebenen vergessen hatte.

Er beendete die Volkszählung des ihm übertragenen Bezirks in einundzwanzig Tagen. Zehn Jahre vorher hatte sie neununddreißig Tage gedauert. Er bildete sich viel darauf ein und benutzte jede Gelegenheit davon zu sprechen.

Aber als die Volkszählung vorgenommen war, mußten die Listen abgeschrieben oder vielmehr »übersetzt« werden. Diese schwierige Arbeit wurde einem Advocaten in Danbury, Namens Moses Hatch, dem Friedensrichter Ben Hoyt und seinem Sohne Eduard Taylor übertragen.

Die drei Männer saßen am Tische und entzifferten das vor ihnen liegende gräuliche Manuscript. Mein Großvater ging im Zimmer auf und ab, um jeden Augenblick bei der Hand zu seyn, wenn es nöthig war, einen Namen oder ein anderes Wort zu erklären. Er setzte dann die Brille auf, betrachtete die Hieroglyphenschrift, kratzte sich hinter dem Ohr und suchte sich an irgend einen Umstand zu erinnern, der ihn aus dem Labyrinth führen könnte. Er hatte ein treffliches Gedächtniß und brachte gemeiniglich nach langem Besinnen heraus was er hatte schreiben wollen. Diese Arbeit kostete indeß weit mehr Zeit, als die Zählung und Aufzeichnung gekostet hatte. Zuweilen jedoch verlor der alte Herr die Geduld und betheuerte, seine Handschrift sey nicht halb so schlecht, wie die Abschreiber behaupteten.

»Wie könnt Ihr verlangen,« pflegte er zu sagen, »daß ich schreiben und mir nachher noch den Kopf zerbrechen soll, um Euch das Geschriebene zu entziffern? Ihr müßt bedenken, unter welchen Umständen ich schrieb; ich war zu Pferde, in

großer Hitze, und das Pferd schlug beständig nach den Fliegen; der Teufel kann dabei leserlich schreiben!«

In jener Zeit gab es sehr viele Hausirer, die mit bedeckten Wagen umherzogen und zinnernes Geschirr, Stahl- und Metallwaaren, selbst goldene Schmucksachen feilboten. Diese Leute waren insgemein Betrüger, und wer sich auf einen Kauf oder Tausch mit ihnen einließ, konnte sich selten rühmen einen guten Handel gemacht zu haben. Ein Kaufmann, Namens Carrington, hatte oft mit ihnen Geschäfte gemacht und war eben so oft »geschnürt« worden. Endlich erklärte er, daß er sich nicht wieder mit derlei Leuten einlassen wolle.

Eines Tags hielt ein Hausirer vor seinem Laden, sprang vom Wagen und erbot sich einige Waaren mit ihm zu tauschen. Carrington wies ihn ab und erwiederte, er sey von Hausirern genug betrogen worden und wolle nichts mehr mit ihnen zu thun haben.

»Es ist sehr hart, eine ganze Classe zu verdammen, weil einige Mitglieder derselben nicht ehrlich sind,« sagte der schlaue Hausirer; »machen Sie einen Versuch. Ich durchziehe das ganze Land und kann Ihre unverkäuflichen Waaren anbringen. Um Ihnen von meiner Bereitwilligkeit einen Beweis zu geben, will ich Ihnen jede beliebige Waare in meinem Wagen um den niedrigsten Fabrikspreis verkaufen und dafür annehmen, was Sie mir aus Ihrem Laden um den Detailpreis zurückgeben wollen.«

»Euer Anerbieten scheint mir ehrlich gemeint,« erwiederte der Kaufmann; »laßt eure Waaren sehen.«

Er trat an den Wagen. Unter allen Waaren fand er außer einer Partie Schleifsteine nichts was er brauchen konnte. Er fragte nach dem Preise.

»Drei Dollar das Dutzend ist der Preis im Großen,« antwortete der Hausirer.

»Ich nehme zwölf Dutzend,« sagte Carrington.

Die zwölf Dutzend Schleifsteine wurden in den Laden gebracht, gezählt und in den Fächern gehörig aufgeschichtet.

»Sie sind mir jetzt sechsunddreißig Dollars schuldig,« sagte der Hausirer; »meinem Versprechen gemäß nehme ich Waaren, die Sie wählen können, zu dem Detailpreise. Womit wollen Sie mich bezahlen?«

»Mit Schleifsteinen zu fünfzig Cents das Stück, das macht gerade sechs Dutzend,« erwiederte der Kaufmann und begann die Hälfte seines Einkaufes zurückzuzählen.

Der Hausirer war im ersten Augenblicke ganz verblüfft, dann sagte er laut lachend:

»Dieses Mal bin ich angeführt. Hier, nehmen Sie diesen Dollar für Ihre Bemühung und geben Sie mir meine Schleifsteine zurück; ich gestehe, daß Sie für einen Hausirer zu pfiffig sind.«

Der Kaufmann nahm den Vergleich an, und wurde von diesem Hausirer nie mehr belästigt.

Die politischen Parteien der Demokraten und Föderalisten standen einander in ziemlich gleicher Anzahl gegenüber. An einem Wahltage wußte man in Danbury nicht, auf welcher Seite die Stimmenmehrheit zuletzt bleiben werde, und es wurden alle stimmfähigen Personen aufgeboten. Man schickte sogar Fuhrwerke in die Dörfer, um Lahme und Blinde herbeizuholen. Die Erwartung war aufs höchste gespannt, als ein schmutziger Kerl, der eben seine Stimme abgegeben

hatte, einem Andern zuflüsterte: »Ich habe einmal votirt, und möchte noch einmal hingehen und stimmen, wenn ich hoffen könnte, der Commissär werde mich nicht erkennen.«

»Geh und wasche dein Gesicht, und Niemand wird Dich wieder erkennen,« sagte mein Onkel Starr Barnum, der die Bemerkung hörte.

Dieser alte Herr, der noch lebt, war von jeher sehr witzig. Er ist ein Siebziger und wohnt in Bethel. Vor einigen Tagen besuchte ich ihn. Er ist sehr gebrechlich, aber sein Geist ist noch so lebhaft wie immer. Ich plauderte eine halbe Stunde mit ihm von alten Zeiten und beim Abschiede sagte ich: »Onkel Starr, ich werde in kurzem wieder kommen und einige Tage bei Ihnen bleiben. Ich sammle jetzt Materialien für meine Biographie, und Sie können mich gewiß an manche Dinge erinnern, die sich für mein Buch eignen.«

»Ich kann Dich an Dinge erinnern, von denen Du in deinem Buche gewiß nichts erzählen wirst,« sagte der Alte lachend.

Er hatte einst eine Klafter Hagebuchenholz vor seiner Thür liegen. Während er mit dem Squire Ben Horst sprach, kam ein Holzhauer mit der Axt in der Hand. Mein Onkel, der immer gern einen Scherz machte, sagte zu seinem Freunde: »Was glaubst Du, Ben, in wie langer Zeit ich diese Klafter Holz klein machen würde?«

»Ich glaube, in etwa fünf Stunden.«

»Ich würde es in fünfthalb Stunden spalten.«

»Das bezweifle ich,« erwiederte Ben; »Hagebuchenholz ist sehr hart.«

»Ich würde es in vier Stunden machen,« sagte der Holzhauer.

»Das glaube ich nicht,« entgegnete Ben Horst.

»Ich glaube es,« erwiederte mein Oheim.

»Ich halte es nicht für möglich, dieses Holz in vier Stunden zu spalten,« sagte Ben zuversichtlich.

»Und ich wette ein Quart Rum, daß dieser Mann es kann,« versetzte Onkel Starr.

»Ich wette, er kann es nicht,« erwiederte Ben, der den Spaß merkte.

Der Holzhauer zog seinen Rock aus und fragte nach der Tagszeit.

»Gerade neun Uhr,« sagte mein Oheim, indem er durch's Fenster nach der Wanduhr sah.

»Zehn, eilf, zwölf, eins; wenn ich um ein Uhr fertig bin, so gewinnen Sie Ihre Wette,« sagte der Holzhauer zu meinem Oheim.

»Gut, es gilt,« sagten die beiden Herren.

Er legte sogleich Hand ans Werk, und die Splitter flogen mit staunenswerther Schnelligkeit.

»Ich werde gewiß die Wette gewinnen,« sagte mein Oheim.

»Ich glaub's noch nicht,« sagte Squire Horst.

Einige Nachbarn kamen dazu, und machten verschiedene Bemerkungen über den wahrscheinlichen Erfolg. Der Schweiß rann dem Holzhauer von der Stirn; mein Oheim ließ ihm ein Glas Rum mit Wasser reichen, um ihn anzueifern. Um eilf Uhr war mehr als die Hälfte des Holzes gespalten. Onkel Starr zweifelte nicht, daß er die Wette gewinnen werde; Ben hingegen behauptete, der Holzhauer werde es nicht lange mehr aushalten und die Arbeit aufgeben. Diese Bemerkungen, die natürlich für des Holzhauers Ohr berechnet waren, hatten die gewünschte Wirkung. Der Holzhauer, von den Nachbarn ermuthigt, arbeitete rüstig fort. Der Holzhaufen

wurde schnell kleiner, es war halb Eins und waren nur noch wenige Scheiter übrig. Plötzlich fiel dem Holzhauer etwas ein. Er hielt inne, stützte sich auf seine Axt und fragte meinen Onkel, wer ihn für das Holzspalten bezahlen werde.

»Ich weiß nicht,« erwiederte Onkel Starr mit der ernsthaftesten Miene von der Welt.

»Blitz und Hagel!« rief der Holzhauer unwillig, »soll ich etwa eine Klafter Holz umsonst spalten?«

»Das kümmert mich nicht,« sagte mein Oheim, »aber ich werde jetzt die Zeit nicht verplaudern, ich verliere sonst meine Wette.«

»Gehet zum Teufel mit eurer Wette!« sagte der Holzhauer, und warf seine Axt wüthend auf die Erde.

Die Umstehenden brachen in ein lautes Gelächter aus, das den Aerger des Gefoppten noch vermehrte. Sie gingen zum Essen, und als sie wieder kamen, saß er auf dem Holzhaufen und schimpfte auf das ganze Dorf. Mein Oheim neckte ihn noch eine Weile und bezahlte dann was er verlangte.

»Es ist schon recht,« sagte der Holzhauer, sein Geld nehmend; »aber ein anderes Mal werde ich fragen, wer mich in Arbeit nimmt.«

Im März bekam mein Vater einen heftigen Fieberanfall, und am 7. September 1825 ging er im Alter von achtundvierzig Jahren zu einem bessern Leben ein.

Ich war damals fünfzehn Jahre alt. Ich stand vor seinem Bett. Die Welt kam mir sehr düster vor, als ich mich meines väterlichen Beschützers auf immer beraubt sah. Ich

fühlte, daß ich ein armer unerfahrner Knabe und in die weite Welt hinausgestoßen war. Meine Mutter hatte fünf Kinder; ich war der älteste, das jüngste Kind war erst sieben Jahre alt. Wir folgten der irdischen Hülle des Verewigten auf den Friedhof und kehrten tief betrübt in unsere einsame Wohnung zurück. Unsere Lage war in der That traurig.

Es wurden Administratoren der kleinen Besitzung ernannt, und es zeigte sich bald, daß mein Vater in dem Erwerbe irdischer Güter nicht glücklich gewesen war. Die Insolvenzerklärung erfolgte, und es wurden kaum fünfzig Procent gezahlt. Meine Mutter war, wie manche Witwen, mit ihrer Familie in einer bedrängten Lage; aber bei ihrer Betriebsamkeit, Sparsamkeit und Ausdauer gelang es ihr in wenigen Jahren, die kleine Besitzung schuldenfrei zu machen. Die kleine Summe, die ich mir erworben und meinem Vater geliehen hatte, wurde mir abgesprochen, denn das Gericht erklärte, das Vermögen eines Minderjährigen gehöre dem Vater. Ich sah mich daher genöthigt, das Geld für die Schuhe zu erwerben, die ich zum Begräbniß meines Vaters auf Borg nahm. Ich kann daher mit Recht sagen, daß ich meine Laufbahn mit nichts begann.

Ich blieb in der Handlung des Herrn Weed nur noch kurze Zeit, und ging dann nach »Grassy-Plain,« eine Meile nordwestlich von Bethel, wo ich als Ladendiener bei Keeler & Whitlock sechs Dollars monatlich und freie Kost erhielt. Ich begann bald Speculationen für eigene Rechnung, und brachte durch Sparsamkeit wieder eine kleine Summe zusammen. Ich wählte meinen Oheim Alanson Taylor zum Vormund, und nahm ihn bei vorkommenden Fällen in Rath. Ich war überaus thätig als Ladendiener und erwarb mir bald das Vertrauen und die Achtung meiner Principale. Ich erinnere

mich mit Dank, daß sie mir vielfältige Gelegenheit boten, Geld zu verdienen.

Eines Tages kam ein Hausirer mit einem Wagen voll grüner Glasflaschen von verschiedener Größe. Meine Principale waren beide abwesend, und ich überredete ihn, die ganze Ladung Flaschen gegen Waaren zu vertauschen. Da er mich für einen einfältigen Burschen hielt, so nahm er meinen Vorschlag an, und ich bezahlte ihn in unverkäuflichen Waaren zu übermäßig hohen Preisen. Als er sich eben entfernt hatte, kam Herr Keeler nach Hause und fand sein Waarenlager halb mit Flaschen angefüllt.

»Um des Himmels willen, was hast Du gemacht?« fragte er erstaunt.

»Ich habe Flaschen gegen Waaren eingetauscht,« sagte ich.

»Bist Du von Sinnen?« erwiederte er: »mit diesen Flaschen können wir ja die ganze Gegend zwanzig Jahre lang versorgen!«

Ich suchte ihn zu beruhigen und versprach ihm, die Flaschen binnen drei Monaten loszuschlagen.

»Das wäre ein Wunder,« sagte er.

Ich zeigte ihm die Liste der Waaren, die ich für die Flaschen hingegeben, mit den beigesetzten außerordentlichen Preisen, und er überzeugte sich, daß ich alte verlegene Waare zu einem Preise hingegeben hatte, der die neue Waare auf weniger als die Hälfte des Fabrikspreises stellte. Er war mit dem Resultat zufrieden, aber wußte nicht, was mit den Flaschen zu machen. Der größere Theil derselben wurde auf den Boden gepackt.

Der Tauschhandel wurde überhaupt sehr stark betrieben. Viele Hutmacher bezahlten ihren Bedarf an Waaren

mit ihrem Fabrikat und gaben ihren zahlreichen Arbeitern und Nähterinnen Anweisungen, für welche ihnen in unserm Laden gewisse Quantitäten von Colonialwaaren, Getränken, Stoffen ꝛc. verabfolgt wurden. Wir hatten daher eine ungemein zahlreiche Kundschaft, und ich kannte alle Käufer ganz genau.

Als ich das Flaschengeschäft abschloß, hatte ich eine Speculation entworfen, von welcher ich mir einen raschen Absatz der ganzen Ladung und eines großen Vorraths verlegener und beschmutzter Blech- und Zinnwaaren versprach. Diese Speculation war eine Lotterie. An dem ersten Regentage, als wenig Käufer kamen, entwarf ich meinen Plan. Der höchste Gewinnst war fünfundzwanzig Dollars, zahlbar in Waaren nach der Wahl des Käufers. Dann kamen fünfzig Gewinnste zu fünf Dollars, zahlbar in Waaren, die für jeden Treffer bestimmt waren. So bestand zum Beispiel ein fünf Dollar-Treffer aus einem Paar baumwollener Strümpfe, einem Schnupftuche, zwei zinnernen Schalen, drei Schaumlöffeln, sechs Reibeisen, einem Dutzend Flaschen ꝛc. ꝛc. Die Glas- und Blechwaaren bildeten immer den größten Theil des Treffers. Ich hatte hundert Treffer zu einem Dollar, eben so viele zu einem halben Dollar und dreihundert zu einem viertel Dollar. Dreitausend Lose zu einem halben Dollar wurden ausgegeben. Die Treffer betrugen daher eben so viel wie die Lose — fünfhundert Dollars. Ich hatte mir die von meinem Großvater eingerichtete Kirchenlotterie zum Muster genommen, und viele Treffer kosteten nur die Hälfte des Preises der Lose. Ueber den Plan schrieb ich mit großen, in die Augen springenden Buchstaben: »Reich ausgestattete Lotterie! — Fünfundzwanzig Dollars für nur fünfzig Cents!! —

Ueber fünfhundertfünfzig Treffer!!! — Nur tausend Lose!!!! — Waaren zu dem niedrigsten Fabriksvreise ꝛc. ꝛc.«

Die Lose wurden in unglaublich kurzer Zeit abgesetzt. Die Käufer gaben sich nicht die Mühe, die Gewinnste einer genauen Prüfung zu unterziehen. Hutmacher, Arbeiter, Lehrlinge, Nähterinnen kauften Lose. In zehn Tagen waren sie alle verkauft.

Nach der Ziehung kamen die Leute, um ihre Gewinnste abzuholen. Eine junge Dame, die fünf Dollars gewonnen hatte, erhielt dafür ein Stück Zwirnband, eine Strähne Baumwollgarn, ein Päckchen Stecknadeln, sechzehn Schaumlöffel und Reibeisen und ein paar Dutzend Flaschen von verschiedenen Größen! Sie ersuchte mich, die Glas- und Blechwaaren zu behalten und ihr dafür andere Gegenstände zu geben; aber ich erwiederte, daß ich diesen Wunsch nicht würde erfüllen können, da es den Normen des Instituts zuwider sey.

Einer bekam für alle seine Gewinnste nichts als Blechwaaren. Ein Anderer machte die Entdeckung, daß seine zehn Treffer blos aus Flaschen bestanden. Einige waren unwillig, aber die Meisten lachten über den Spaß. Die Körbe voll Blechwaaren und Flaschen, die in den ersten Tagen nach der Ziehung fortgetragen wurden, boten eine Reihe der lächerlichsten Scenen. Nur wenige Gewinner gingen ohne geschwärztes Blech oder grünes Glas fort. Binnen zehn Tagen waren alle Flaschen verschwunden, und die alten schmutzigen Zinn- und Blechwaaren wurden durch eine geringere Menge spiegelblanker Sachen ersetzt.

Samstag Abends ging ich gemeiniglich zu meiner Mut- ·r nach Bethel, um Samstags die Kirche zu besuchen. Meine

Mutter hatte noch einige Jahre das Gemeindegasthaus. An einem Samstagabend brach ein heftiges Gewitter los; es war sehr finster und der Regen floß in Strömen. Diesem Gewitter verdankte ich die ersten zärtlichen Regungen meines Herzens. Bei einer Nachbarin, die eine Putzmacherin war, harrte nemlich zagend ein junges Mädchen von Bethel. Die hübsche Kleine war nemlich, der damaligen Sitte gemäß, zu Pferde nach Grassy-Plains herübergekommen, um einen neuen Hut zu holen, und die Putzmacherin ließ mich ersuchen, das Mädchen zu begleiten. Ich willigte ein, und sobald der Regen nachgelassen hatte, war ich sammt meinem Pferde reisefertig, und ging in den Putzladen, um meine Reisegefährtin abzuholen. Es war ein blondes rothwangiges Mädchen mit schönen weißen Zähnen, und wurde »Chairy-Hallett« genannt. Chairy war natürlich ein verstümmelter Name, und bedeutete, wie ich später erfuhr, so viel als »Charitas.«

Ich half der jungen Lady auf's Pferd, schwang mich behende in den Sattel, und so ritten wir in kurzem Trab fort.

Die kurze Musterung, die ich beim Kerzenlicht über meine Reisegefährtin gehalten, hatte allerlei unbekannte Gefühle in meinem Herzen geweckt; ich war mir selbst ein Räthsel. Ich knüpfte eiu Gespräch mit ihr an; sie war keineswegs geziert oder spröde, und ich bedauerte, daß der Weg, den wir zurückgelegt hatten, nicht fünf Meilen lang war. Ein heller Blitz, der mir von Zeit zu Zeit ihr rosiges Gesichtchen zeigte, erregte in mir sogar den Wunsch, zwanzig Meilen an ihrer Seite zu reiten. Ich erfuhr, daß sie eine Schneiderin war. Das Schneiderhandwerk stieg natürlich ungemein in meiner Achtung. Wir kamen leider nur zu Früh nach Bethel; ich wünschte meiner schönen Reisegefährtin gute Nacht und begab mich zu meiner Mutter. Das rosige Ge-

sichtchen des Mädchens schwebte mir die ganze Nacht im Traume vor. Am andern Morgen sah ich sie in der Kirche, und auch an mehren folgenden Sonntagen, aber ich hatte damals keine Gelegenheit, die Bekanntschaft zu erneuern.

Im Sommer 1827 verkauften Keeler und Whitlock ihr Handelsgeschäft an Herrn Lewis Taylor, bei welchem ich eine Zeitlang als Ladendiener blieb.

In Connecticut meinte man damals, um Welt- und Menschenkenntniß zu erwerben, müsse ein junger Mensch ein paar Jahre Hausirer werden. Ich glaubte, daß dieser Zweck in einer »vermischten Waarenhandlung« auf dem Lande, wo vorzugsweise Tauschhandel betrieben wird, eben so vollständig erreicht werden kann. Wie schon erwähnt, waren unter unsern Kunden viele Hutmacher, und als Zahlung für Waaren nahmen wir Hüte. Die großen Fabrikanten waren im Allgemeinen ehrlich, aber einige der kleinern betrogen uns bei jeder Gelegenheit. Es gibt vielleicht kein Geschäft, das mehr Gelegenheit zur Verfälschung der Waare bietet. Wenn ein Hut beim Färben verdorben war oder einen Riß bekommen hatte, so wurde er ausgebessert, gebügelt und unter die andern gepackt. Der Filz wurde aus dem Haar von Ottern, Bibern, Zobeln, Hasen, Kaninchen u. s. w. verfertigt. Das beste Haar war von den Ottern und Bibern, das schlechteste von Kaninchen.

Die Hutmacher mischten das geringere Haar unter eine ganz kleine Quantität des besten und verkauften uns »Castorhüte.« Wir vergalten ihnen Gleiches mit Gleichem: wir mischten den Zucker, Thee, die Flüssigkeiten und gaben unseren Waaren die pomphaftesten Namen. Unsere Baumwollstoffe wurden für Wolle, unsere Wolle und Baumwolle für Seide und Leinwand verkauft; kurz, fast jede Waare

war anders, als sie benannt wurde. Die Käufer betrogen uns mit ihren Fabrikaten; wir betrogen die Käufer mit unseren Waaren. Jede Partei war auf ihrer Hut; wir mußten unseren Augen, und nicht unseren Ohren trauen. Unsere Baumwollstoffe wurden alle als »echtfärbig« verkauft, die Echtheit dauerte jedochnur bis zur ersten Wäsche. Der gemahlene Kaffeh war so gut, wie er durch gebrannte Erbsen, Bohnen und Gerste nur werden konnte, und der Ingwer war ziemlich gut, weil der Preis der Mehles damals sehr hoch war. Wenn ein Hausirer eine Kiste mit Castorhüten zu sechzig Dollars per Dutzend verlangte, so erhielt er eine Kiste mit »Kaninchenhüten,« die höchstens fünfzehn Dollars das Dutzend kosteten. Oft erhielten wir an Zahlungsstatt Wanduhren, die trotz der »Garantie« des Verkäufers nur etwa die Hälfte der nöthigen Räder enthielten.

In einer solchen Schule war allerdings »Welt- und Menschenkenntniß« zu erwerben; die Schüler konnten sich indeß glücklich schätzen, wenn sie vor vollendeten »Studien« austraten, denn sonst kamen sie in Gefahr, all ihr Rechtlichkeitsgefühl und Gewissen mit der Wurzel ausgerottet zu sehen.

VI.

Zwischenfälle und verschiedene Pläne.

Eine Schnur an der großen Zehe. — Speculationsgeist. — Geschäft auf eigene Rechnung. — Jugendliche Rastlosigkeit. — Erfolgreiches Experiment. — Geschäftsvergrößerung. — Flüche für kleine Münzen. — Besuch beim Elephanten. — Ausgleichszwang. — Zungendrescherei. — Eine verunglückte Rede. — Mein erster Prozeß. — Wohlfeile Trauung. — Der enttäuschte Squire. — Der Charlatan. — Gänsefedern. — Consultation. — Liebesbrief. — Essig und Honig. — Poetischer Aufruf. — Zärtliche Zeilen. — Compromiß. — Extravagante Lebensweise. — Leerer Beutel. — Nützlicher Unterricht. — Thatsachen und Ziffern. — Lotteriewuth. — Complott und Gegencomplott. — Meine Verheirathung. — Der irische Hausirer. — Das nachgeahmte Verhör. — Antrag auf Vertagung. — Ein echter Advocat. — Der zersprengte Gerichtshof. — Richter Parsons. — Haushalten. — Religiöse Aufregung. — Politische Sectirer. — Der Freiheitsherold. — Der Pasquillprozeß. — Im Gefängniß. — Triumphzug. — Die Bilanz.

Es war im Herbst 1826, als Oliver Taylor, der von Danbury nach Brooklyn, Long Island, vor einigen Jahren gezogen war, mir eine Buchhalterstelle in seiner Spezereihandlung anbot. Er hatte auch eine Kammfabrik in Brooklyn und eine Kammhandlung in New-York. Ich ging auf Mr. Taylor's Anerbieten ein. Die Handlung war an der Ecke der Sands- und Perl-Straße.

Viele unserer Kunden kamen sehr früh am Morgen, um Gegenstände zu kaufen, deren sie zu ihrem Frühstücke bedurften, so daß ich genöthigt war, vor Tagesanbruch aufzustehen. Es wich dies so sehr von meinen früheren Lebensgewohnheiten ab, daß es mir große Ueberwindung kostete, am

Morgen zu erwachen. Um mir in meinen Bestrebungen, fleißig und thätig zu seyn, zu Hilfe zu kommen, traf ich mit einem Nachtwächter folgendes Uebereinkommen: ich zahlte ihm allwöchentlich zwei Schillinge und er mußte täglich an einer Schnur ziehen, die ich an meiner großen Zehe befestigt hatte und aus dem Fenster des dritten Stockwerkes herabhängen ließ.

Das Uebereinkommen erwies sich als sehr zweckmäßig; bald aber kam Mr. Taylor dahinter; ich habe allen Grund zu vermuthen, daß der Nachtwächter geplaudert hatte und so wurde einmal weit heftiger an der Schnur gezerrt, als ich vorgeschrieben hatte.

Ich schrie und heulte vor Schmerz, rann ans Fenster und hieß den Nachtwächter aufhören; er schien mir die Zehe abreißen zu wollen. Da ich keine Ahnung von dem mir gespielten Schelmstreich hatte, so kleidete ich mich rasch an, eilte die Treppe hinab und entdeckte, daß es erst halb ein Uhr nach Mitternacht war! Es brauchte lange Zeit, ehe ich herausbrachte, wer denn eigentlich mein Quälgeist gewesen war, obwohl ich Grund gehabt hätte, Oliver im Verdachte zu haben; seit jenem Abenteuer gab ich mir jedoch alle nur erdenkliche Mühe, ohne fremde Hilfe zu erwachen und verabschiedete den Wächter ganz und gar.

Ich war erst kurze Zeit im Geschäfte bei Mr. Taylor, als ich schon alle Behelfe und den ganzen Gang desselben kannte; bald wurde ich mit dem Einkauf aller Güter betraut, die im Laden geführt wurden. Da ich immer für baar Geld einkaufte, so hatte ich Gelegenheit mein Urtheil bei dem Bewerkstelligen der Einkäufe zu üben; bisweilen durchstrich ich alle Bezirke der untern Stadt, um nur recht billig und vor-

theilhaft die uns nöthigen Specereien einkaufen zu können. Ich fand mich öfter an Orten ein, wo Versteigerungen im Großen, in Thee, Zucker, Melassen rc. vorgenommen wurden; dadurch, daß ich bei Kauf und Verkauf sehr aufmerksam war, die Preise notirte und die Namen der Käufer im Gedächtnisse behielt, wußte ich, was sie für Profite machten und wie weit ich mit meinen Zahlungsanerbietungen gehen konnte, um sie zu überbieten. Bei diesen Versteigerungen machte ich gelegentlich auch die Bekanntschaft verschiedener Specereihändler, die kleinere Partien der zum Verkaufe ausgebotenen Kaufmannsgüter bedurften; in solchen Fällen stellten wir uns dann zusammen und vereinigten uns, um auf eine Partie zu bieten; wir theilten dieselbe sodann; Jeder erhielt nach seinem Bedarf und um billigere Preise, als wir zu zahlen gehabt hätten, wenn wir die Waaren erst aus der dritten Hand erhalten haben würden.

Mein Principal beurkundete großes Interesse für mich und behandelte mich mit der größten Freundlichkeit; die Stellung wollte mir jedoch nicht zusagen. Es gibt nun einmal schon Personen, die sich nie damit zufrieden geben können, für einen fixen Lohn arbeiten zu können, sollte er auch noch so groß seyn.

Ich war immer nur zu Speculationen geneigt und konnte nie Lust zu einem Geschäft haben, wenn es nicht der Art war, daß der Nutzen durch Steigerung der Energie, Ausdauer, durch Geschäftstact rc. gesteigert werden kann. Da mir nun in dem Laden, wo ich jetzt diente, keine Aussicht geboten war, auf eigene Rechnung speculiren zu können, so wurde mir dort bald unbehaglich zu Muthe. Jung, wie ich war, (und wahrscheinlich, weil ich eben jung war) begann ich ernstlich daran zu denken, auf eigene Rechnung ein Ge=

schäft zu unternehmen; ich besaß zwar keine Capitalien, um irgend Etwas beginnen zu können; bemittelte Leute hatten mir jedoch Anträge gemacht, mir Gelder vorzustrecken und sich mir im Geschäfte anzuschließen. Ich stand eben in einer unbehaglichen Altersperiode — in einer Uebergangsperiode — ich war nicht mehr Knabe und auch noch kein Mann; ich war mit einem Worte gerade in jenem Alter, in welchem es einem jungen Mann ungemein noth thut, einen Freund und Führer zu besitzen, auf dessen Rath er zuversichtlich zu bauen im Stande ist. Junge Leute von sechszehn bis achtzehn Jahren pflegen gewöhnlich voll Ueberschätzung zu seyn und mit voller Ueberzeugung zu glauben, sie könuten jeder Art von Geschäften obliegen, zu denen doch Leute, die viel älter als sie sind, jahrelange Erfahrung brauchen. Das sogenannte »achtzehn-Jahr-alt-Fieber« macht auch junge Leute in noch anderer Beziehung unklug. Junge Leute dieses Alters sowie zwölf- bis sechszehnjährige Mädchen sind unstreitig die unangenehmsten Individuen von der Welt. Sie sind so unbändig, so hartnäckig, so selbstzufrieden und eingebildet, daß überlegende Eltern mit Recht große Besorgnisse über die Richtung hegen, die ihre Sprößlinge in Zukunft einschlagen dürften.

Im Sommer 1827 wurde ich von den Blattern befallen, obwohl ich acht Jahre früher mit Erfolg geimpft worden war, nahm die Krankheit doch einen sehr ernsten Charakter an und ich mußte mehre Monate hindurch das Bett hüten. Die durch meine Krankheit veranlaßten Unkosten verursachten höchst betrübende Lücken in meiner Casse. Sobald ich mich hinlänglich erholt hatte, reiste ich nach Hause, um noch einige Wochen hindurch ganz für meine Gesundheit zu leben; um nach Hause zu kommen, schiffte ich mich am Bord einer nach Norwalk gehenden Barke ein. Als

die Passagiere, an zwanzig Herren und Damen, an Bord kamen, erschraken sie über mein Aussehen, namentlich über mein Gesicht, das noch bedeutende Zeichen der Krankheit an sich trug. Ihrem einstimmigen Verlangen zu Folge wurde ich ersucht, das Schiff zu verlassen und ans Land zu gehen; Capitän Munsen Hoyt, den ich recht gut kannte, da ich seine Barke jede Woche besucht hatte, um dort Butter, Eier rc. zu kaufen, setzte mich in Kenntniß, daß es ihm sehr leid thäte, daß er sich aber den Wünschen der ängstlichen Passagiere fügen müsse. Mir blieb keine Wahl als nachzugeben; ich verließ die Barke mit schwerem Herzen, logirte mich die Nacht über in einem Hôtel in der Fultonstraße ein und ging am nächsten Morgen nach Norwalk mittelst Dampfboot ab, das mich noch am Nachmittag nach Bethel brachte.

Ich verlebte einige Wochen im Hause meiner Mutter, die unermüdlich in den Anstrengungen für meine Bequemlichkeit war. Während meiner Reconvalescenz besuchte ich meine ehemaligen Schulcameraden und Nachbarn und fand auch zu wiederholten Malen Gelegenheit zur Erneuerung meiner kurzen Bekanntschaft mit der anziehenden Schneiderin »Chairy Hallett,« die ich zu Pferde auf dem Spazirritte von Grassy Plains nach Bethel während eines Ungewitters begleitet hatte. Diese Gelegenheit that meiner Achtung für die junge Dame nicht im Mindesten Eintrag, eben so wenig vermochte sie meinen Schlaf fester und gesünder zu machen; ich erzählte jedoch Niemanden von meinen Herzensangelegenheiten, der »Wurm in der Knospe« fand keine Nahrung in den Pockengruben auf meinen Wangen.

Nach vier Wochen verließ ich das mütterliche Obdach, um wieder nach Brooklyn gehen zu können. Binnen kurzer

Zeit traf ich Anstalten, um eine Bierschenke auf eigene Hand zu eröffnen; ich setzte Mr. Taylor rechtzeitig von meiner Absicht, sein Haus zu verlassen, in Kenntniß; er nahm einen sehr geschäftskundigen jungen Mann an meiner Stelle auf und ich eröffnete meine Schenke. Binnen wenigen Monaten fand ich Gelegenheit mein Geschäft mit Nutzen zu verkaufen; ich that es auch, weil mir eine vortheilhafte Stelle in einem ähnlichen Unternehmen angeboten wurde. Die Kammmacher, Hutmacher ꝛc. aus Danbury und Bethel pflegten sich daselbst häufig einzufinden und mir gewährte es großes Vergnügen, viel mit meinen Landsleuten zusammenzukommen. Ich nahm auch Kost und Wohnung im Hause meines neuen Principals, der Mr. Thorp hieß, an und wurde recht freundlich daselbst behandelt. Er gestattete mir oft mit meinen nach New-York kommenden Freunden das Theater zu besuchen. Ich fand sehr viel Geschmack am Drama, — hielt mich bald für einen sehr kunstverständigen Kritiker und unterließ es nicht in dieser Eigenschaft vor allen Jünglingen aus Connecticut zu glänzen, die mich ins Theater zu begleiten pflegten.

Mein Anzug war für gewöhnlich in einem guten Zustande. Obwohl mit dem Verkauf geistiger Getränke beschäftigt, mag ich wohl vor meinem zweiundzwanzigsten Jahre keine Pinte berauschender Flüssigkeiten zu mir genommen haben. Auch besuchte ich die Kirche ungemein regelmäßig und war stets im Besitz einer Bibel, in der ich sehr fleißig zu lesen pflegte.

Im Februar 1828 schrieb mir mein Großvater, ich solle nach Bethel kommen und dort selbstständig irgend ein Geschäft errichten; er werde mir die Hälfte seines Hauses ohne Entgelt einräumen. Da ich ebenfalls sehr lebhaft wünschte, nach dem Dorfe zurückzukehren, in welchem ich ge-

boren worden war, nahm ich sein Anerbieten, nachdem ich einige Wochen hindurch überlegt hatte, bereitwillig an.

Ich richtete mir in dem nun eröffneten Laden einen Kleinhandel mit Früchten und Confituren ein. Vor meiner Abreise von New-York hatte ich einige mir bekannte Obsthändler zu Rathe gezogen und ein Geschäftsübereinkommen mit ihnen getroffen. Alsdann ging ich nach Bethel, brachte den Kaufladen in Ordnung, legte einen kleinen Vorrath der genannten Waaren an, dem ich auch ein Fäßchen Ale beifügte, und eröffnete nun mein Geschäft am ersten Montag im Mai 1828, dem Tage, an welchem unsere militärischen Exercitien stattfinden.

Die Hoffnungen und Befürchtungen, die mich Wochen lang vor Beginn dieses ersten, für mich großartigen Unternehmens aufregten, mögen wohl im Verlaufe aller meiner späteren Erlebnisse nie wieder in gleichem Maße in mir stattgefunden haben. Meine ganze Habe belief sich auf hundertundzwanzig Dollars, die ich sammt und sonders in dieser Unternehmung anlegte. Fünfzig Dollars kostete mich die Ausstattung des Ladens; für siebenzig Dollars wurden Waarenvorräthe angeschafft.

Aus meinem Kirchenbesuch am Tage vor der Eröffnung des Ladens mag ich wohl wenig Nutzen gezogen haben, ich erinnere mich ganz genau, an nichts Anderes gedacht zu haben, als daß es am nächsten Tage regnen könnte, wodurch die Zahl meiner gehofften Kunden für Kuchen, Candiszucker, Nüsse, Trauben ꝛc. geschmälert werden mochte.

Frühzeitig war ich am Montag Morgen auf den Beinen und ganz von Wonne erfüllt, als ich heitern blauen Himmel erblickte. Die Leute aus der Umgebung kamen zur frühen Stunde schaarenweise ins Dorf; mein kleiner Laden, den ich

bestmöglichst ausgerüstet hatte, zog bald ihre Aufmerksamkeit auf sich. Bald hatte ich vollauf zu thun; es war noch nicht Mittag, als ich mich genöthigt sah, einen meiner ehemaligen Schulcameraden herbeizurufen, damit er mir in Bedienung meiner zahlreichen Kunden Hilfe leisten möge. Das Geschäft ging nun den ganzen Tag und auch den Abend über einen recht muntern Gang; als ich am Abend Casse machte, konnte ich mich mit großem Vergnügen überzeugen, daß die Einnahme des ersten Tages dreiundsechzig Dollars ausmachte. Mein Alefäßchen war ganz leer geworden; von den andern Gütern war jedoch der Vorrath nicht nur nicht aufgebraucht, sondern auch gar nicht sonderlich verringert worden; dennoch hatte ich fast mein ganzes, für Waaren ausgelegtes Capital wieder in Händen, ein Beweis, daß die Profite bedeutend gewesen waren.

Es bedarf wohl nicht erst der Auseinandersetzung, wie sehr mich das Resultat des Experiments dieses ersten Tages erfreute. Ich betrachtete meinen kleinen Kaufladen als eine »fixe Geldquelle,« als welche er sich auch späterhin bewährte. Ich schaffte ein anderes Fäßchen Bier an, ging darauf nach New-York und erhandelte einen kleinen Vorrath von Luxusartikeln und andern Gegenständen, für die ich raschen Absatz zu finden hoffte. Die angeschafften Objecte bestanden in Brieftaschen, Kämmen, Rosenkränzen, wohlfeilen Ringen, Taschenmessern und einigem Kinderspielzeug. Alles dieses, so wie die Früchte, die eingemachten Sachen, Austern und sonstigen Waaren, ließ sich mit großem Gewinne absetzen.

Einmal kam ein junger Mann von meiner Bekanntschaft in den Laden, um sich eine Brieftasche auszusuchen. Er fragte um die Preise und suchte endlich eine aus, die ihm gefiel. Er sagte, daß er sie nehmen wolle, ich müsse ihm

aber für mehre Wochen creditiren. Ich erwiederte, daß ich ihm auch für sonstige Gegenstände aus meinem Laden Credit geben wolle, konnte mich jedoch der Bemerkung nicht enthalten, daß eine Brieftasche für Jemanden überflüssig seyn müsse, der kein Geld besäße. Er aber erwiederte, daß er die Sache nicht in diesem Licht betrachten könne und daher nicht einsähe, warum man sich eine Brieftasche nicht eben so gut als etwas anderes ausborgen solle. Es gelang ihm jedoch nicht mich von der Triftigkeit seiner Behauptung zu überzeugen, daß nemlich Jemand einer Brieftasche früher bedürfen könne, als er Etwas hineinzulegen hätte und ich verweigerte ihm den Credit.

Mein kleiner Laden wurde der Lieblingssammelplatz der Leute im Dorfe und gar viele lustige Streiche wurden daselbst ersonnen.

Danbury liegt ungefähr acht Meilen in östlicher Richtung von der Line, die den Staat Connecticut vom Staate New-York trennt. Mehre excentrische Individuen aus dem letztgenannten Staate pflegten öfter nach Bethel zu kommen. Unter diesen war ein grauköpfiger alter Müller, den ich Crofut nennen will. Ein anderer hieß Mr. Hackariah Bailey, der Kürze halber immer »Hack Bailey« genannt. Crofut war ein sehr profaner Mensch. Fast jedes dritte Wort, das aus seinem Munde kam, war ein Fluch oder eine Lästerung. Er war des Fluchens so gewöhnt, daß er es oft selbst gar nicht wußte. Er war ein sehr wohlhabender Mann und pflegte nach Bethel zu kommen, um dort Weizenmehl zu verkaufen, das er in ganzen Wagenladungen mit seinen prächtigen Pferden herbeibrachte. Crofut und Bailey waren ein Paar sehr eigensinnige Leute. Wenn sie einmal ihren Sinn auf etwas gerichtet haten, so ließen sie sich um keinen Preis

mehr davon abbringen. Hack Bailey's Geschäft bestand darin, daß er Curiositäten zur Schau herumführte. Er hatte den ersten Elephanten, der je in der Gegend gezeigt worden, eingeführt und sich ein hübsches Vermögen bei der Speculation gemacht. Später hatte er sich vielfach bei herumziehendeu Menagerien betheiligt und war dann wieder mit vielem Glück Mitglied einer speculirenden Gesellschaft geworden, die eine Dampfboot-Concurrenz auf dem North-River betrieb. Er erbaute ein schönes Gasthaus in seinem Wohnorte, der Somers hieß, schrieb auf's Aushängschild »zum Elephanten« und stellte überdies noch vor dem Hause einen gewaltigen steinernen Pfeiler auf, den er als Piedestal eines künstlich geschnitzten goldenen Elephanten brauchte.

Eines Tages war Crofut in meinem kleinen Laden in ein sehr lebhaftes Gespräch mit mehren Nachbarn vertieft. die sich immer einfanden und sich um ihn schaarten, so oft er in das Dorf kam. Seine Ausdrucksweise war wie gewöhnlich im höchsten Grade profan. Mr. Nathan Seelye, einer von den Friedensrichtern, die im Dorfe der Gerechtigkeitspflege oblagen, ein Mann, der sehr feste, religiöse Grundsätze hatte, kam ebenfalls herzu; nachdem er dem Gespräche eine Weile zugehört hatte, hielt er es für seine Pflicht, ihm eine Geldbuße im Betrage eines Dollars wegen Fluchen aufzulegen.

Crofut antwortete sogleich mit einem derben Fluche, daß er sich den T—l um die Connecticut-Gesetze schere.

»Jetzt macht es zwei Dollars,« sagte Mr. Seelye.

Ein abermaliger Fluch folgte dieser Bemerkung.

»Drei Dollars,« ließ sich der auf seine Amtspflicht versessene Richter vernehmen.

Nun erfolgte eine wahre Sündflut von Flüchen und Schwüren, bis Esquire Seelye endlich den Schadener-

satz, auf den die Gesetze des Staates Connecticut nach seiner Berechnung Anspruch zu machen hätten, auf fünfzehn Dollars taxirte.

Crofut nahm eine Zwanzig=Dollars=Note aus seiner Brieftasche und reichte sie fluchend dem Friedensrichter hin.

»Sechszehn Dollars,« sagte Mr. Seelye, indem er vier Dollars herausgab.

»Behalten Sie sie, behalten Sie sie nur; ich gedenke für den Rest bald eine gehörige Portion Flüche zum Besten gegeben zu haben.«

Er machte die Versicherung sogleich zur That; später aber benahm er sich vorsichtiger, da eine Auslage von zwanzig Dollars per Tag für Fluchen ihm doch ein wenig zu stark vorkommen mochte.

Nachdem Hack Bayley mehre tausend Dollars durch das Zeigen seines Elephanten erworben hatte, beschloß er, sich's bequem im Leben zu machen; um sich der Nothwendigkeit der unaufhörlichen Kreuz= und Querzüge zu entheben, verkaufte er die Hälfte seiner Rechte an einen andern speculirenden Rundreisenden, der sich verpflichtete, die halben Einnahmen, die der Elephant nach wie vor bringen sollte, an Hack auszuzahlen.

Nachdem jedoch der Compagnon mehre Wochen abwesend gewesen war und nichts von sich hatte hören lassen, begann Hack dem Eintreffen der Rimessen mit einiger Angst entgegenzusehen. Es ließ sich jedoch nichts hören noch sehen; er schrieb daher dem Partner und erkundigte sich nach der Ursache dieses auffallenden Schweigens. Er erhielt keine Antwort, verlor endlich die Geduld, reiste nach Boston und von dort nach Neu=Bedford, wo er den schweigsamen Compagnon einholte. Jack fragte ihn, warum er ihm denn den gebühr=

lichen Antheil am Profite nicht überschickt habe. Als Antwort erfolgte die Versicherung, daß gar kein Profit vorgekommen wäre, daß die Einnahmen von den Ausgaben völlig verschlungen worden seyen ꝛc. Hack war aber zu gut unterrichtet, als daß er diesen Angaben hätte Glauben schenken sollen; er hatte gehört, daß der Elephant überall von einer Unzahl Menschen besichtigt worden sey; auch konnte er sich mit eigenen Augen überzeugen, wie sich in Neu-Bedford täglich Hunderte herbeidrängten, um das kolossale Thier in Augenschein zu nehmen. Er bestand daher auf einem Rechnungsabschluß.

»Ich werde bei meiner nächsten Rückkehr Rechnung ablegen,« sagte der hartnäckige Compagnon, »jetzt habe ich keine Zeit.«

Diese Frage bestärkte Hack nur noch mehr in der Ueberzeugung, daß er wenig Chancen habe, zu dem ihm gebührenden Gewinnstantheile unter der jetzigen Leitung gelangen zu können. Er machte daher dem Compagnon das Anerbieten, ihm seinen Antheil an dem Unternehmen zu verkaufen.

»Habe bereits genug Capital in Elephantenfleisch angelegt,« war die Antwort.

»So will ich Ihnen Ihren Antheil abkaufen,« sagte Hack.

»Danke Ihnen, mag nicht verkaufen, bin schon so zufrieden.«

»Aber ich bin es nicht,« erwiederte Hack, »und will die Dinge nicht länger so lassen. Sie werden keine Reise mehr mit dem Elephanten machen, so lange ich noch einen Antheil an ihm habe.«

»Ich möchte wohl sehen,« meinte der Compagnon, »wie Sie mich daran hindern wollen. Unser Vertrag besagt deut-

lich schwarz auf weiß, daß der Elephant unter meine Obhut gehört.«

»Er besagt aber auch, daß Sie mir den halben Nutzen in dem Maße, in welchem er einkömmt, abzuliefern haben.«

»Richtig, in dem Maße, in dem er einkömmt. Ich habe Ihnen aber bereits gesagt, daß keiner eingekommen ist.«

Hack wurde immer zorniger.

»Wollen Sie Ihre Elephantenhälfte verkaufen?« fragte er.

»Nein,« erwiederte der Andere.

»Wollen Sie meine Hälfte kaufen?«

»Nein.«

»Dann werden Sie mit dem Thiere nicht von dannen ziehen,« versicherte Hack.

»Ich kenne das Gesetz und kann Ihnen vor demselben Trotz bieten,« antwortete der Partner.

»Ich will Etwas versuchen, das seine Wirkung nicht verfehlen soll; das schwöre ich Ihnen bei meinem Leben zu.«

Hack wurde bei diesen Worten wüthend wie ein zorniger Löwe.

»Versuchen Sie es immer zu.«

Am nächsten Morgen begab sich der Compagnon nach dem Stalle, um den Elephanten zu holen, den er nach der nächsten Stadt führen wollte. Als er in den Stall trat, sah er Hack Bayley mit einer geladenen Flinte neben dem Elephanten stehen.

»Rühren Sie das Thier nicht an,« commandirte Hack mit aufgehobener Flinte.

»Mr. Bayley, wollen Sie mich etwa erschießen?« rief der erschreckte Compagnon.

»Nein, Sir,« antwortete Mr. Bayley, »ich beabsichtige nichts Ungesetzliches zu thun. Ich bin hierher gekommen, um

mein Recht zu behaupten und zu erlangen. Sie wollen mir dasselbe vorenthalten. Sie sollten mich aber zu gut kennen, um glauben zu wollen, daß Sie mich noch länger zu betrügen im Stande seyn würden. Sie wollen weder kaufen noch verkaufen — ich stelle es Ihnen jetzt frei, mit Ihrer Hälfte des Elephanten nach Gutdünken zu verfahren; ich bin aber fest entschlossen, meine Hälfte zu erschießen.«

Der Mann wußte, daß Hack Bayley überhaupt nicht viel zu scherzen pflegte und daß er nie ernster als in diesem Augenblicke gewesen sey. Hack hob die Flinte neuerdings in die Höhe und legte auf den Elephanten an.

»Halt, um Himmelswillen halt, ich will ja ein Uebereinkommen treffen,« rief der Compagnon mit angstvollen Blicken.

»Ne, ne, Sie wollen nicht,« sagte Hack, die Flinte noch immer im Anschlag haltend.

»Auf Ehre, ich will und werde,« lautete die im ernsten Tone gegebene Antwort.

Hack ließ die Flinte wieder sinken; eine halbe Stunde später hatte er seine Elephantenhälfte um eine hübsche runde Summe verkauft und dem Thiere war die bedrohte Lebenshälfte wieder gesichert.

Mein Großvater hatte als Friedensrichter oft Gelegenheit gehabt, in Civil- und Criminalangelegenheiten zu Gerichte zu sitzen. Einmal war ein Mann unter der Anklage, Schlägereien veranlaßt zu haben und der angreifende Theil gewesen zu seyn, verhaftet worden. Der Fall sollte vor meinem Großvater verhandelt werden. Ein junger Candidat der Medicin, Namens Newton, der in meiner Mutter Haus Kost und Wohnung hatte, bot sich an, die Vertheidigung des Gefangenen übernehmen zu wollen. Das Geschäft eines

Winkeladvocaten war natürlich etwas ganz Neues für Herrn Newton; er meinte jedoch eine gute Gelegenheit gefunden zu haben, um seine Talente vor den Ortsbewohnern glänzen zu lassen.

Nun kam der Obmann der Geschworenen, Mr. Couch, zu mir und sagte, da der Gefangene sich durch einen Winkeladvocaten vertreten lasse, so bedürfe der Staat nach seiner Ansicht ebenfalls eines Mannes zur Vertheidigung seiner Interessen; er wolle mir daher einen Dollar geben, wenn ich mich herbeiließe, als Staatsanwalt zu fungiren. Ich, der keine Gelegenheit, Geld zu machen, unbenützt vorübergehen ließ, nahm den Vorschlag an und erhielt mein Honorar im Vorhinein bezahlt.

Der Umstand, daß zwei so eminente Sachwalter gegen einander sprechen sollten, hatte eine Menge Zuhörer herbeigelockt. Die Schuld des Gefangenen war durch die directe Aussage eines halben Dutzend Zeugen festgestellt; da er keine Entlastungszeugen zu stellen vermochte, so bestand gerade so viel Nothwendigkeit behufs der Verhandlung und Erörterung der Sache, als die Beweisführung nothwendig erscheinen könnte, daß es um Mittag lichter als um Mitternacht ist.

Der junge Newton war aber nun einmal im Feuer und so erhob er sich von seinem Sitze mit nicht geringem Aufwande an Gravität und Würde, um den Gerichtshof mit einem »Möge es dem ehrenwerthen Gerichtshofe belieben« &c. anzusprechen. Brausend ergoß sich der Strom seiner Rede, die er mit reichlichen Citaten aus Shakespeare durchflocht, mit poetischen Blumen schmückte und mit gelegentlichen Anspielungen auf die Lage des verfolgten Gefangenen, des vor den Gerichtsschranken Bedrückten und die grausamen Rächergelüste des Klägers pikant zu machen bemüht war. Die letzte

Anspielung wurde regelmäßig von geringschätzigen Bewegungen begleitet; der Finger des Redners wies dabei unfehlbar auf den Obmann der Jury hin. Mein Großvater wußte eine halbe Stunde lang die unerschütterlichste Gravität zu beobachten; dann aber wurde Newton in der Mitte einer Phrase, die nach seinem Bedünken sehr prachtvoll und gelungen war, als er eben zum zwanzigsten Mal auf den Obmann der Jury, Mr. Couch, gezeigt und ihn als den Kläger bezeichnet hatte, vom Gerichtshof unterbrochen.

Newton ärgerte sich nicht wenig darüber, daß er in demselben Momente, in welchem er einen Meisterstreich zu vollführen gedachte, unterbrochen worden war.

»Was beliebt denn dem ehrenwerthen Gerichtshofe?« fragte er mit sichtlichem Verdrusse.

»Dem ehrenwerthen Gerichtshofe,« entgegnete der Richter, »beliebt, daß Sie längst hätten einsehen sollen, wie dieser Herr gar nicht der Kläger im vorliegenden Falle ist.«

»Der sollte nicht der Kläger seyn! Dann möchte ich doch Euer Ehren bitten, mir zu sagen, wer denn der Kläger ist?«

Newton hatte diese Frage mit sehr sarkastischem Tone vorgebracht.

»Wenn ich auf Ihre Argumentation eingegangen wäre, so würde sich die Frage wirklich sehr schwer beantworten lassen; hätte ich Sie ferner Ihre hochpoetische Ausdrucksweise ungehindert weiter fortsetzen lassen, so dürfte zuletzt Niemand von uns im Stande gewesen seyn, herauszubringen, wer denn der Kläger ist; ich glaube jedoch vom Obmann der Jury,« diese Worte wurden von meinem Großvater unter mildem Lächeln vorgebracht, »gehört zu haben, daß der Staat Connecticut als Kläger auftrete.«

Der arme Newton, sank auf seinen Stuhl zurück, als wenn er von einem Vierundzwanzigpfünder getroffen worden wäre.

Newton's Schlappe rief ein allgemeines Gekicher unter der Versammlung hervor.

Ich hatte während seiner Ansprache recht fleißig notirt, stand nun mit großer Zuversicht auf, versetzte meinem Gegner in aller Schnelligkeit noch einen Seitenhieb und begann sodann die Zeugenaussagen einer sorgfältigen Prüfung zu unterziehen und aus ihnen Beweise für die Schuldhaftigkeit des Gefangenen abzuleiten.

Ich legte großen Nachdruck auf den Umstand, daß sämmtliche Augenzeugen in ihren Aussagen übereinstimmten. Ich hob ferner hervor, daß bei den Kreuz- und Querfragen sich nichts ergeben habe, wodurch die directen Zeugenaussagen entkräftet worden wären — daß kein Versuch zur Verwerfung eines Zeugen vorgekommen sey — daß der Angeklagte keinen Entlastungszeugen vorzuführen vermocht hätte — daß nicht der leiseste Schatten eines Zweifels an der Schuld des Gefangenen möglicherweise bestehen könne — daß mich die Unbescheidenheit und Verwegenheit des Gefangenen sowohl als seines Rechtsfreundes in Erstaunen gesetzt hätten — daß sie endlich Beide mit der Anerkennung der Schuld und mit dem vollen Geständnisse derselben herausrücken hätten sollen. Ich wurde bei der Durchführung meiner Aufgabe immer wärmer, erhob mich in meinem Gedankenflug in schwindelnde Höhen, erging mich in großartigen Redefloskeln und begann endlich von dem Gipfelpunkte meiner Erhabenheit mit einigem Zagen herab zu blicken, da ich nicht recht wußte, wie ich der Weg unversehrt wieder zurückfinden sollte, als mich plötzlich mein Großvater unterbrach.

»Junger Mann,« sagte er, »wollen Sie wohl so gut seyn, den Gerichtshof in Kenntniß zu setzen, für wen Sie denn eigentlich das Wort führen, ob für den Kläger oder für den Angeklagten?«

Donnerndes Gelächter erschallte aus jeder Ecke des Saales und meine kühn entfalteten Fittige sanken schlaff herab.

Newton war seit dem Momente seiner Niederlage mit niedergeschlagenen Blicken unbeweglich sitzen geblieben; getreu dem Principe, daß »Gemeinsamkeit im Unglücke Trost gewährt,« sah er jedoch jetzt wieder auf und grinste mich freundlich an. Mir wollte der Spaß nicht sonderlich zusagen und ich bemerkte gegen meinen Großvater, er hätte nach meinem Bedünken der Heiligkeit und Würde des Ortes Rechnung tragen sollen; ich erhielt jedoch keine genügende Antwort. Nachdem Ruhe und Ordnung wieder hergestellt waren, wurde der Gefangene bedeutet, er werde sich vor die nächsten Assisen zu stellen haben; die neuen Mitglieder des Advocatenstandes waren aber höchlich erfreut, den Saal mit möglichster Schnelle verlassen zu können.

In Bethel lebte unter Anderen ein Hutmacherarbeiter, den ich Kane nennen will. Er war in sehr dürftigen Umständen, aber ungemein fleißig, stets nett gekleidet und immer außerordentlich höflich. Man wußte, daß er gewiß jeden Pfennig sparte, wenn er dessen Ausgabe nur irgendwie schicklicher Weise umgehen konnte.

Ich weiß nicht, in welcher Weise die Sache sich machte, daß eine junge, in der Nähe des Dorfes, an einem Orte, Namens Wolfpiks, wohnende Miß die Bewerbung dieses Mannes wohlgefällig aufnahm.

Der Hochzeittag wurde anberaumt. Seinen gewöhnlichen ökonomischen Rücksichten treu bleibend folgerte er, daß das eheliche Band eben so fest von einem Friedensrichter, als von einem Geistlichen geknüpft werden könne, daß aber das Honorar in dem ersten Falle weit geringer, als in dem zweiten ausfallen müsse. Er forderte daher den Esquire Abraham Stowe auf, die Function zu vollziehen. Die Ceremonie sollte noch am selben Abende stattfinden. Esquire Stowe wohnte in Wildcat, ungefähr eine Meile in gerader Linie vom Hause der Braut entfernt. Es war im Februar. Gegen Sonnenuntergang machte sich der Richter auf den Weg, suchte über mit Schnee bedeckte Triften und durch schlammige Pfützen bestens weiter zu kommen, kletterte über Hecken und sprang über ganz entsetzliche Gräben, bis er endlich ganz ermüdet, mit nassen Füßen und kothbespritzten Kleidern den Ort seiner Bestimmung erreichte.

Ein kleiner Zirkel von Freunden hatte sich im hochzeitlichen Hause eingefunden; die Ceremonie ging alsogleich vor sich. Der Richter, der ein Junggeselle war, begrüßte die Braut nach Landessitte; er war aber so schüchtern und verschämt, daß sein Angesicht bei diesem Acte die brennendrothe Farbe seines Haares annahm.

Der Bräutigam zog nun den Richter bei Seite und sagte in seinen höflichsten Ausdrücken, während er die Börse zog:

»Nun, Esquire Stowe, wie hoch beläuft sich der Schadenersatz?«

»O, ich hoffe, daß hier nicht von Schaden die Rede seyn kann,« sagte der Richter sehr gutmüthig, obwohl ihn die Hand bereits nach dem Empfang des Honorars juckte.

»Ich meine, was Sie für's Heirathen ansetzen?« fragte der knickernde Mr. Kane.

»Ansetzen! Ich setze nichts an,« lautete die bescheidene Antwort.

»Da bin ich Ihnen wirklich recht dankbar, Esquire Stowe,« entgegnete der entzückte Bäutigam, indem er die Börse uneröffnet wieder in die Tasche schob.

»Sie werden aber doch,« fuhr er fort, »wenigstens so freundlich seyn und ein Glas Cider mit uns trinken, ehe Sie fort gehen.«

Der in seinen Erwartungen getäuschte Richter trank ein halbes Glas Cider und kehrte dann wieder nach Hause mit dem festen Vorsatze zurück, daß er, sobald er wieder Anlaß haben würde, einen Mann von Kane's Schlag zu trauen, die Sache als ein Geschäft betrachten und den Preis im Voraus festsetzen wolle.

Mein Geschäft in Bethel florirte in einer Weise, die alle meine Erwartungen übertraf, und die Hoffnung daß meine Bewerbung um die schöne Schneiderin, Charity Hallett, von Erfolg begleitet seyn würde, erfüllte mich mit Wonne. Obwohl ich in Gesellschaft vieler junger Leute beiderlei Geschlechts lebte und alle ihre Partieen, Piknicks, Schlittenfahrten ꝛc. mitmachte, stand doch Chairie obenan auf der Liste meiner Zuneigung und Beachtung; meine Liebe zu ihr war in fortwährender Zunahme begriffen.

Die Art und Weise, in der ich eine unserer Schlittenpartien arrangirte, dürfte der Mittheilung werth seyn. Mein Großvater, der sehr viele Pferde und Fuhrwerke besaß, pflegte mir immer ein Gespann zur Verfügung zu stellen. Sein Lieblingspferd aber, das er den Araber nannte, durfte von Niemanden als von ihm geritten werden. Er besaß auch

einen neuen Schlitten, den schönsten im Dorfe; leider aber hatte er auch auf diesen Embargo gelegt. Er besaß wohl auch einen zweiten, der ebenfalls recht gut war; mir aber stand der Sinn nur nach dem neuen, so wie nach dem arabischen Pferde. Ich wußte, daß ich mit einer solchen Ausrüstung alle Stutzer im Dorfe verdunkeln würde; obwohl aber mein Großvater allezeit sehr gefällig und nachgiebig war, durfte ich doch vernünftiger Weise nicht leicht hoffen, ihn zu einem Abkommen von der festgestellten Norm zu meinen Gunsten bewegen zu können. Nichtsdestoweniger meinte ich, daß ein Versuch nicht schaden könne. Ich ging daher zu ihm.

»Großvater,« begann ich, »ich brauche ein Pferd und einen Schlitten für nächsten Dinstag zu einer Schlittenpartie.«

»Recht gut. Du sollst Beides haben,« lautete die Antwort.

»Kann ich den Araber und den neuen Schlitten haben?« fragte ich nicht ohne Zögern.

»Ja wohl, wenn Du zwanzig Dollars in der Tasche hast,« antwortete er, erstaunt über die sonderbare Zumuthung.

Ich zog meine Börse heraus, zeigte ihm, daß ich den genannten Betrag und darüber besäße, steckte ihn wieder in die Börse und rief dann lachend aus:

»Sie sehen, daß ich die zwanzig Dollars besitze. Ich bin Ihnen sehr verbunden. Ich werde also den Araber und den neuen Schlitten nehmen dürfen?«

Der alte Gentleman hatte mir ohne Zweifel zu verstehen geben wollen, daß ich ihm zwanzig Dollars für die Benützung seines Lieblingsgespanns zahlen müsse, was einer abschlägigen Antwort gleichgekommen wäre; jetzt aber sah

er sich überrumpelt und da er selbst ein Freund eines gelungenen Scherzes war, selbst wenn der Spaß auf seine Kosten gemacht wurde, so antwortete er mit gutmüthigem Lachen:

»Ja, Du sollst das Gewünschte haben, gehe jedoch sorgfältig damit um.«

Ich sagte ihm alles Mögliche zu und hatte am Dinstag das Vergnügen, sämmtliche Theilnehmer der Partie durch den Glanz meines Aufzuges in den Hintergrund zu drängen.

Ein Mann in unserem Dorfe, der für eine Art von Genie galt und fast jedes Ding durchführte, das er in Angriff nahm, kaufte eine Partie Zahninstrumente und übernahm außer seinen sonstigen zahlreichen Geschäften auch das eines Zahnarztes. Er kündigte sich in der neuen Eigenschaft dem Publicum an, setzte zwölf ein halb Cents als Gebühr für jede Operation an und bemerkte noch, daß er Verwandten unentgeltlich Zähne ziehe. Einer seiner Cousins, ein Erzschelm, schickte ihm einen Pferdekopf und schrieb ihm einen Brief, in welchem er das Ausziehen von zwanzig Zähnen verlangte.

Der Pseudodentist machte sich an die Arbeit; mittelst Hammer, Zange und Pelikan zog er zwanzig Zähne aus und schickte sie sammt dem Pferdekopf an seinen Cousin nebst einer Rechnung zurück, die sich auf zwei Dollars und fünfzig Cents belief.

Der Cousin verweigerte die Bezahlung mit dem Bemerken, daß er Verwandter und als solcher der Ankündigung zu Folge zur Zahlung nicht verpflichtet sey. Hierauf entgegnete der Zahnreißer:

»Ich bin Ihr Cousin, aber nicht der Ihres Pferdes und darum müssen Sie bezahlen.«

In Bethel pflegte man einen Scherz nie vor dessen völliger Erschöpfung aufzugeben; da nun der Cousin die Bezahlung hartnäckig verweigerte, so wurde er vor den Richter des Dorfes citirt und zur Bezahlung der Schuld und in die Gerichtskosten verurtheilt, was einen Gesammtbetrag von sieben ein halb Dollars ausmachte, ein hübsches Sümmchen als Preis für einen schlechten Spaß.

Als eines Nachmittags die gewöhnliche Anzahl Kunden in meinem kleinen Laden versammelt war, fragte einer meiner spaßhaften Nachbarn einen Farmer, ob er wohl Gänsefedern zu verkaufen habe.

»Ich werde,« antwortete der Gefragte, »binnen vier Wochen rupfen und dann eine Partie Federn zu Verkauf bereit halten.«

»Wie theuer halten Sie sie?«

»Fünfzig Cents per Pfund.«

»O, das ist zu wohlfeil. Ich gebe Ihnen fünfundzwanzig Dollars für eben so viele Pfund reine Gänsefedern, wenn sie mir binnen Monatsfrist, von heute an gerechnet, abgeliefert werden.«

Der alte Farmer, der in seiner Art ein Pfiffikus war, hielt sich für überzeugt, daß man ihm eine Falle mit diesem Anerbieten legen wolle; nichtsdestoweniger entschloß er sich zu dem Risico und giug auf das Angebot ein.

»Wir wollen die Sache schriftlich feststellen,« sagte mein Nachbar.

Er setzte sodann eine Schrift des Inhalts auf, daß unter gegenseitiger Verpflichtung zu einem Reugelde von je zwanzig Dollars der Farmer an dem und dem Tage in meinem Laden fünfundzwanzig Pfund reiner Gänsefedern ablie-

fern müsse, wogegen er fünfundzwanzig Dollars erhalten solle. Der Vertrag wurde in meine Hände gelegt.

Am festgesetzten Tage fand sich der Farmer pünktlich mit seinen Federn ein. Der vermeintliche Käufer, der eines derben Spaßes, dessen Zielscheibe der Farmer seyn sollte, gewiß zu seyn schien, hatte die Nachbarn eingeladen, Zeugen des Dénouement zu seyn.

»Na, da habe ich die Federn gebracht,« sagte der Farmer.

»Lassen Sie sie einmal anschauen,« entgegnete der Nachbar.

Man öffnete einen Sack, der Nachbar steckte die Hand hinein, zog sie wieder heraus und rief dann aus:

»O, diese Federn kann ich nicht brauchen! Sie haben die Verpflichtung übernommen, mir reine Gänsefedern zu liefern und da sehe ich, daß sie zur Hälfte von Gänserichen herrühren. Sie müssen das Reugeld zahlen.«

»Ne, das ist noch nicht so ausgemacht,« entgegnete der Farmer mit grinsendem Lachen; »ich dachte mir's gleich, daß das die Schlinge wäre, die Sie mir legen wollten; darum habe ich auch meine Gänse ganz besonders gerupft und hier sehen Sie ein von drei achtbaren Nachbarn unterzeichnetes Certificat, daß sich in der ganzen Partie keine einzige Gänserichpartie findet.«

Der Nachbar, ein wohlhabender Kammmacher, war nun ganz und gar in seiner eigenen Falle gefangen; es blieb ihm kein Ausweg, als das Geld auszuzahlen, die Federn zu übernehmen und sich mit dem Bewußtseyn zu begnügen, daß er für fünfundzwanzig Pfund Federn fünfundzwanzig Dollars gezahlt habe.

Eines Samstag Abends kam ein junger Mann zu mir,

dessen Erziehung ziemlich vernachlässigt worden war, der in Bethel das Schneiderhandwerk lernte, und den ich John Mallet nennen will; er bat mich, ich möge ihm, nachdem ich den Laden geschlossen haben würde, einen Brief an seine Geliebte schreiben.

Da ich mich in dieser Geschäftsbranche ziemlich als Neuling fühlte, so sagte ich einem gewissen eben gegenwärtigen Bill Shepard, einem würdigen jungen Manne von meinem Alter, er solle da bleiben und mir bei dem großen Werke behilflich seyn.

Um neun Uhr schloß ich den Laden; nachdem sich Alle, mit Ausnahme Shepard's, Mallet's und meiner selbst, entfernt hatten, setzten wir Lichter, Federn, Papier und Tinte zurecht und forderten Mallet zur Auseinandersetzung seiner Angelegenheit auf.

Der junge Mann schien bisher in den Aufmerksamkeiten, die er einer jungen Dame erwiesen hatte, die ich Lucretia nennen will, sehr glücklich gewesen zu seyn. Mit Miß Lucretia am Arm hatte er den Neid aller jungen Leute im Dorfe rege gemacht; ich selbst war, wenn er es darauf anlegte, von ihm verdunkelt worden. Jetzt aber, nach fast sechsmonatlicher Standhaftigkeit, hatte Miß Lucretia bedeutende Symptome einer Hinneigung zum Bruche mit dem bisherigen Günstling gezeigt. Am letztvergangenen Sonntage hatte sie zu seinem großen Erstaunen es abgelehnt, seinen Arm anzunehmen, als sie aus der Kirche kam; gleich darauf hatte sie aber den Arm des ersten jungen Mannes, der sich zu diesem Ritterdienst anbot, angenommen. Mallet war es nun darum zu thun, Lucretia zur Rechenschaft dieses unbegreiflichen Benehmens halber zu ziehen und ihr gleichzeitig ein Pröbchen seiner Gesinnungen zu geben. Vor Allem sollte

seinem Wunsche zufolge der Brief in sehr starken Ausdrücken beginnen.

Ich dictirte, Shepard schrieb, und die Epistel fing folgendermaßen an:

»Bethel, . . . 18 . .

»Miß Lucretia!

»Ich schreibe Ihnen diese Zeilen, um von Ihnen eine Erklärung Ihres beleidigenden Benehmens vom letzten Sonntag her zu verlangen. Wenn Sie glauben, Madame, daß Sie mit meiner Liebe ein Spiel treiben und mich wegen jedes kleinen Fliegenschnäppers, der Ihnen in den Weg kommt, bei Seite schieben können, so sind Sie sehr im Irrthum. (Wir lasen Mallet das bis dahin Geschriebene vor und es sagte ihm ungemein zu. Namentlich gefiel ihm der Ausdruck »Madame« ganz außerordentlich; er meinte, er klänge so fremd und kalt, und das würde ihre Gefühle ungemein verletzen. Der Ausdruck »kleiner Fliegenschnäpper« ergötzte ihn über alle Maßen. Er sagte, er sey überzeugt, sie werde sich hierdurch sehr erniedrigt fühlen. Ich und Shepard waren nicht so ganz von der Angemessenheit des Wortes überzeugt, da der Bursche, der jetzt Lucretia's Eroberung gemacht hatte, Mallet um mehr als einen Kopf überragte. Diesen Gedanken theilten wir jedoch Mallet nicht mit und er meinte, wir sollten nur weiter machen und ihr noch eine kräftige Dosis beibringen.)

»Sie kennen mich noch nicht, Madame, wenn Sie meinen, mit mir in solcher Weise umspringen zu können. Sie sollen wissen, daß mir, wenn ich nur will, die Gesellschaft von Mädchen zu Gebote steht, die so hoch über Ihnen stehen, wie die Sonne über der Erde steht; ich werde daher

nicht länger der Narr Ihrer Unverschämtheit seyn. (Auch diese Stelle wurde gebührlicher Weise vorgelesen und gebilligt. »Nun,« sagte Mallet, »müssen Sie einmal andere Saiten aufziehen und sie weich zu stimmen suchen. Erinnern Sie sie einmal an die angenehmen Stunden, die wir zusammen verlebt haben.« Wir fuhren folgendermaßen fort:)

»Meine theuere Lucretia, wenn ich der vielen schönen Stunden gedenke, die wir zusammen verlebt haben — der köstlichen Spazirgänge an mondhellen Abenden nach Fenners Klippen, der Wälschnuß-Koppe, der Grasebene, der Wildkatze und nach Puppenstadt — unserer Ausflüge nach Felsenschutz, Cedernhügel — unserer Besuche in Old-Lane, Wolfsschlucht, Krötenloch und Pflaumenbaum — wenn die Erinnerungen an all das mein Gemüth bestürmen, wenn ich, mein theueres Mädchen, mich erinnere, wie oft Du mir gesagt hast, daß ich Dir das Liebste auf der Welt sey, worauf ich Dich dann immer versicherte, daß meine Gefühle ganz den deinigen gleichen, dann glaube ich, daß mir das Herz bei der Erinnerung an den Vorgang vorigen Sonntags brechen muß.

(»Könnten Sie hier nicht,« fragte Mallet, »ein bischen Verse anbringen?« Shepard konnte sich keiner passenden Verse entsinnen und ich auch nicht; da jedoch der vorliegende Fall etwas Poesie wirklich unumgänglich nöthig zu erheischen schien, so waren wir bemüht, ein paar Knittelverse zu fabriciren, die ungefähr folgendermaßen klangen:)

Lucretia, Liebchen, schau mich an,
Was hab' ich Dir denn Leid's gethan,
Daß Du Beer's Sohn's Arm nahmst
Und in Lieb' zu mir erlahmst?

Herbes Schicksal, Dich verlieren,
Laß mein Elend Dich doch rühren!
Ich zertreten, wie ein Wurm!
Darf dies seyn? O nein, beim Sturm!

(Mallet wollte der »Sturm« nicht sonderlich zusagen, da wir jedoch durchaus keinen anderen Reim auf Wurm zu finden vermochten, so willigte er unter der Bedingung ein, daß wir noch zwei Stanzen milderer, weicherer Tonart hinzufügten, Etwas, das, wie er meinte, Thränen in die Augen locken müsse; wir scribelten nun Folgendes zusammen:)

Lucretia, Liebchen, schreib' dem Treuen,
Nun und nimmer sollst' bereuen,
Daß mit Beere's Sohn nichts Dich einet,
Dann dein Liebster nicht mehr weinet.

Thu's, mein Liebchen, und bis zum Ende
Tragen Dich dann meine Hände,
Dir gehöret Leib und Leben,
Will Dich bis zum Himmel heben!

(»Das wird's thun,« meinte Mallet; »und jetzt sollen Sie ihr wieder ein paar Lungenhiebe geben. Wir kamen diesem Wunsche in nachstehender Weise nach:)

»Ich könnte närrisch werden bei dem Gedanken, daß ich thöricht genug war, Ihnen einen Ring und eine Busennadel zu geben und so viel Zeit in Ihrer Gesellschaft zu vertrödeln, um dann so zum Narren gehalten zu werden, wie dies am letzten Sonntag der Fall gewesen ist. Wenn Sie sich noch weiters so benehmen wollen, so sind wir geschiedene Leute und Sie werden mich sehr verbinden, wenn Sie mir mein Geschmeide zurückschicken. Ich werde es lieber mit Füßen treten, als es von einer Person getragen sehen, die so schnöde

mit mir umgesprungen ist. Ich werde Sie all' mein Lebtag verachten, wenn Sie Ihr Benehmen nicht ändern und mich in einem Brief längstens bis nächsten Montag nicht um Entschuldigung bitten. Zum Meeting werde ich morgen nicht kommen, denn ich kann mich nicht dazu hergeben, mit Ihnen in einem und demselben Meeting-Hause zusammenzukommen, bis ich eine Erklärung von Ihnen erhalten haben werde. Wenn Sie morgen Abend einem jungen Mann erlauben sollten, Sie nach Hause zu begleiten, so werde ich es gleich erfahren, denn Sie werden bewacht werden.

(»So,« sagte Mallet; »das ist hübsch stark. Jetzt aber sollten Sie wieder ein bischen auf die Gefühle wirken und dann abschließen.« Auch diesem Wunsche sollte Folge geleistet werden. Wir schrieben nemlich:)

»Mein süßes Mädchen, wüßtest Du nur, wie viele Nächte ich in dieser Woche schon schlaflos zugebracht habe und was für Pein und Qualen ich deinethalber ausstehe, sähest Du nur ein, daß mir die Welt weniger als nichts gilt, wenn ich Dich nicht habe, so würdest Du gewiß Mitleid mit mir haben. Eine Strohhütte und eine Brotrinde mit meiner angebeteten Lucretia würde ein Paradies, ein Palast ohne sie der Tartarus seyn.

(»Was der Teufel ist denn Tartarus?« fragte Jack. Wir erklärten es ihm. Die Metapher kam ihm ziemlich kühn vor und er drängte uns, baldmöglichst ein Ende zu machen.)

»Nun, theures Mädchen, sage ich Dir Lebewohl und bitte Dich, unserer früheren Freuden eingedenk zu seyn, unserem künftigen beglückenden Zusammenkommen vergnügt entgegenzuschauen und auf deinen Dir in Liebe anhänglichen Jack in Sturm und Windstille, in Krankheit, Unglück oder Armuth zu bauen, da alle diese Uebel nichts gegen

meine Liebe vermögen werden. Ich hoffe bis nächsten Montag etwas von Dir zu hören; sollte dies günstig ausfallen, so werde ich mich glücklich schätzen, Dich noch am selben Abend besuchen zu können; wir werden dann in ekstatischer Freude der Vergangenheit lachen, hoffend in die Zukunft blicken und Trost aus der Thatsache schöpfen, daß »der Strom wahrer Liebe nie ganz glatt dahinfließt.«

»So viel von deinem trostlosen, aber noch immer hoffnungsvollen Liebhaber und Bewunderer

Jack Mallet.«

P. S. Nach reiflicher Erwägung habe ich doch beschlossen morgen zum Meeting zu kommen. Wenn Du mir hold bist, so halte dein Schnupftuch in deiner linken Hand, wenn Du aufstehst, um mit dem Chor zu singen; — in diesem Falle werde ich dann auf Dich warten, um des Vergnügens theilhaftig zu werden, Dir morgen Abend meinen Arm reichen zu können.

J. M.

Es thut mir leid berichten zu müssen, daß Lucretia durch dieses Schreiben, das ihr frühzeitig am Sonntagmorgen zukam, keineswegs überwältigt wurde. Während des ganzen Gottesdienstes hielt sie das Schnupftuch fest in der rechten Hand und schickte am Montag »Ring und Busennadel« dem trostlosen Liebhaber zurück. Beer's Sohn trug die Palme davon und führte ein Jahr später Lucretia zum Altar.

Wir waren mit Mallet übereingekommen, daß er mir fünf Pfund Teppichlappen für meine Mutter und Shepard zwölf Yards Tuchsäume für unsere gemeinschaftliche Mühe geben sollte, da er jedoch so unglücklich in seinen Bestrebungen gewesen war, so ließen wir uns herbei, uns mit der Hälfte des Honorars zu begnügen.

Ich traf um diese Zeit Anstalten, nach Pittsburgh in Gesellschaft des Mr. Samuel Sherwood aus Bridgeport eine Speculationsreise zu machen. Ich hatte gehört, daß dort eine sehr viel Gewinn versprechende Lotterie eröffnet werden sollte, wir Beide beschlossen, unser Glück dort zu versuchen, falls wir die Dinge wirklich unsern Erwartungen entsprechend finden sollten. Bei unsern Erkundigungen in New-York hörten wir jedoch, daß in Pittsburgh nicht viel Fett zu holen sey, dagegen wurde mir die Lotterie-Agentschaft für den Staat Tenessee angeboten, falls ich nach Nashville gehen und dort ein Bureau eröffnen wollte. Der Vorschlag klang sehr lockend; ich fürchtete jedoch, daß die Distanz zu groß seyn dürfte, um die Zustimmung einer gewissen Schneiderin in Bethel zu erlangen, deren Wünsche ich aus ganz besonderen Rücksichten beachten wollte. Vierzehn Tage hindurch weigerte ich mich daher eine bestimmte Antwort zu geben. Da Sherwood und ich mittlerweile den Ausflug nach Pittsburgh aufgegeben hatten, so beschlossen wir eine Lustreise nach Philadelphia zu machen. Wir benützten den am Morgen nach Neu-Braunschweig abgehenden Dampfer und kamen am Abend in Philadelphia an, wo wir in einem der ersten Hôtels Unterkunft nahmen. Wir lebten dort so vornehm wie nie zuvor; der Luxus an Aufwärtern, Tischtüchern und andern Etcäteras, so wie die vielen Schüsseln an der Mittagstafel überstieg alle unsere frühere Erfahrung; wir ließen uns aber das Ding bald sehr gut gefallen, lebten in den Tag hinein, gingen jeden Abend ins Theater und fuhren recht fleißig spaziren. Am Sonntag hörten wir mit vielem Vergnügen das Läuten der Glocken an den Kirchthürmen, wir hatten nie zuvor Kirchenglocken gehört. Was uns aber am meisten in Erstaunen setzte, war unsere Gasthausrechnung;

sie erweckte im Hinblick auf die Frage, ob wir denn auch hinlängliche Geldmittel zur Heimreise besitzen würden, ernste Besorgnisse in uns. Als wir unsere Dollars nachzählten, fanden wir, daß unsere Befürchtungen nicht ohne Grund waren. Wir hatten uns thörichte Verschwendung in wahrhaft extravaganter Weise zu Schulden kommen lassen; nachdem wir unsere Gasthausrechnung bezahlt und die Karten zur Rückfahrt nach New-York genommen hatten, besaßen wir nur mehr siebenundzwanzig Cents.

Das war nun wirklich eine schmale Casse! Glücklicherweise entdeckten wir das Dilemma vor dem Frühstück; da diese Mahlzeit mit in unsere Rechnung aufgenommen worden war, so benützten wir die Gelegenheit, während wir unsern Kaffeh ausschlürften, um einige Biscuits einzustecken, die uns statt des Mittagmahls dienen sollten, das wir nicht mehr bezahlen konnten.

Wir waren eben im Begriff das Hôtel zu verlassen, als der Stiefelputzer uns ersuchte seiner eingedenk zu seyn; Sherwood fuhr ihn rauh an, nannte ihn einen Betrüger und behauptete, das Stiefelputzen sey bereits in der Rechnung eingeschlossen gewesen und er werde nicht nochmal dafür zahlen. Ich versuchte es ebenfalls eine entrüstete Miene anzunehmen, es wollte mir jedoch nicht gelingen und so fuhr ich mit der Hand in die Tasche, zog einen Vierteldollar heraus und händigte ihn dem Reiniger unserer »untern Partieen« ein. Hierdurch wurde unser Capital auf zwei Cents reducirt; hiermit brachen wir auf, transportirten unsere Felleisen mit höchst eigenen Händen auf höchst eigenem Rücken und sagten dem Träger des Hôtels, als er uns seine Dienste anbot, wir thäten es blos der nützlichen Leibesübung halber.

Den ganzen Tag über lebten wir von unsern Biscuits

und kaltem Wasser, am Abend erreichten wir New-York, am folgenden Morgen entlehnte Sherwood ein paar Dollars von einem Bekannten; so wurde es uns möglich Newark zu erreichen, wo Sherwood von seinem gleichnamigen Cousin, einem Arzte, fünfzig Dollars borgte, mit denen wir neuerdings nach New-York zurückkehrten, dort einige Tage blieben und dann die Heimat wieder aufsuchten. Ich weiß nicht, mit welchen Empfindungen sie von Sherwood betreten wurde, ich aber erinnerte mich damals und später noch sehr oft an das Sprichwort, »daß ein Narr und sein Geld nie lange beisammen bleiben.«

Mein Besuch bei den Directoren der New-York-Lotterie hatte mich bezüglich der Profite in diesem Geschäftszweige bedeutend aufgeklärt; bis jetzt hatte ich Lose für eine Provision von 10—15% zu Absatz übernommen; jetzt erfuhr ich, daß den Agenten dadurch, daß ihnen der sogenannte Plangewinnst überlassen würde, während die Lotteriedirectoren einen Gewinnstabzug von 15% machen, eine Provision von 25—30% zu Gute käme. Bei diesen Lotterien weiß das Publicum im Allgemeinen nicht, wie viel Lose ausgegeben werden und darum stellt sich der Detailverkauf so vortheilhaft heraus. Ich erfuhr auch, daß man nach einer Wahrscheinlichkeitsberechnung die Anzahl der Lose ungefähr in folgender Weise herausbekommen könne.

Man multiplicirt die drei höchsten Combinationsnummern (die Lotterien werden nach Combinationsnummern gezogen) mit einander und dividirt das Product durch sechs; der Quotient gibt die Zahl der Billete.

Ich erhalte jetzt noch immer Lotteriepläne von verschiedenen Agenten aus den südlichen Staaten, in denen Lotterien noch immer legal bestehen. So erhielt ich einen solchen Plan

von einer Lotteriefirma in Baltimore. Man wird den Grund, der mich zu dessen Veröffentlichung veranlaßt, hoffentlich zu würdigen wissen.

Man wird bemerken, daß in dieser Lotterie 78 Combinationsnummern sind.

Ich habe bereits bemerkt, daß man die Zahl der Billete erhält, wenn man die drei höchsten Combinationsnummern, 76, 77 und 78 multiplicirt und durch 6 folgendermaßen dividirt:

78
77
———
546
546
———
6006
76
———
36036
42042
———
456456 : 6 = 76076 Billete.

	Dollars.
Diese Anzahl Billete 10 Dollars pr. Stück beläuft sich auf	760.760,00
während die Gewinnste sich auf nicht mehr belaufen, als	570.570,00
was einen Gewinn ergibt von	190.190,00
Werden noch 15 % Provision abgerechnet, die von den Gewinnsten abgezogen werden, also eine Summe von	85.585,50
so beläuft sich der Gesammtprofit in einer einzigen Lotterie auf	275.775,50

Der Plan, den ich nun mittheile, ist von der fünfundzwanzigsten derartigen Lotterie. Er lautet:

30,000 Dollars.

Maryland

Consolidirte Lotterie,

zum Besten des Susquehanna-Canals und anderer Zwecke.

25. Classe.

Ziehung in Baltimore, Mittwoch 27. September 1854.

Plan.

Dollars.		Dollars.
1 zu 30,000 ist		30,000
1 zu 20,000 ist		20,000
1 zu 10,000 ist		10,000
1 zu 5,000 ist		5,000
1 zu 3,000 ist		3,000
1 zu 2,870 ist		2,870
50 zu 1,000 sind		50,000
50 zu 500 sind		25,000
180 zu 200 sind		36,000
☞ 65	Gewinnste zu 100 sind	6,500
65	do. 80 sind	5,200
130	do. 60 sind	7,800
130	do. 40 sind	5,200
4,680	do. 20 sind	93,600
27,040	do. 10 sind	270,400
32,396	Gewinnste im Betrage von Dollars	570,570

Lose zu 10 Dollars; Halbe Lose zu 5 Dollars; Viertel-Lose zu 2 Dollars 50 Cents.

Packete mit 26	ganzen Losen zu	148 00
do. „ 26	halben	74 00
do. „ 26	Viertel-	37 00

Wenn die früheren Classen nach demselben Plane ausgearbeitet waren, so belief sich der Gesammtprofit auf sieben Millionen Dollars.

Die Sache wurde gebührlicher Weise kundgemacht und meine Tante hat seitdem nie aufgehört, dem furchtsamen Nachbar Vorwürfe zu machen und ihr eigenes Mißgeschick zu beklagen. Die Nachricht von dem großen Glückstreffer verbreitete sich wie ein Lauffeuer und die ganze Gegend wurde, wie es in solchen Fällen immer zu gehen pflegt, vom Lotterieschwindel im höchsten Grade ergriffen. Unser Absatz erreichte eine schwindelnde Höhe. Es gab Tage, an denen ich auf meinen Rundritten in Dörfern und Fabriken für tausend Dollars Lose absetzte; der Buchhalter in meinem Geschäfte setzte gar oft eben so viel ab.

Da ich den Einfluß der Presse vollkommen zu würdiden wußte (der ich mehr als anderen Einflüssen für meine Erfolge im Leben zu Danke verpflichtet bin), so unterließ ich es nicht den Beistand der »Druckerschwärze« in Anspruch zu

nehmen. Ich schickte Circulare und Ankündigungen zu zehntausenden im Lande umher und stattete sie mit volltönenden Vor- und Nachreden, verlockenden Verheißungen, gewaltigen Ziffergruppen, Ausrufungszeichen, Holzschnitten 2c. in gehöriger Weise aus. Alle Zeitungsblätter der Gegend strotzten von meinen Inseraten. Riesige, theils mit Goldlettern, theils mit buntfarbigen Buchstaben bedruckte Placate schmückten mein Lotteriebureau. Da der seltsame Name »Joe Strickland« um jene Zeit sehr populär im Lande war, so kündigte ich an, daß mein Bureau unter der besondern Begünstigung und Protection des »Dr. Peter Strickland« stünde, der ein Blutsverwandter des berühmten Joe Strickland sey. In meinen Reclamen und Ankündigungen wurde der berühmte Name in allen nur erdenklichen Weisen ausgebeutet. »Der immerglückliche Dr. Strickland.« »Fünf große Hauptgewinnste, abermals verkauft durch Dr. Strickland!« »Ein Vermögen für einen Dollar! Man wende sich an den Günstling der Fortuna, Dr. Strickland!« »Ein Mammuth-Gewinnst! Hurrah für den Dr. Strickland!« 2c. 2c. In der erwähnten Lotterie erhält der Agent das Los zu sieben Dollars fünfzig Cents.

Ein anderer, mir gleichzeitig zugekommener Lotterieplan, bei welchem die Lose zu je zwei Dollars per Stück verkauft wurden, wirft den Unternehmern nach ganz genauer Berechnung die Kleinigkeit von siebenundfünfzig Procent ab.

Viel tausend Menschen in den vereinigten Staaten werfen gegenwärtig ihr Geld, das ihre Familien nöthig brauchen, durch den Ankauf von Lotteriebilleten zum Fenster hinaus. Wenn die mitgetheilte Auseinandersetzung den Zweck haben kann, diesem Selbstbetrug und fortgesetzter Selbsttäuschung ein Ende zu machen, so soll es mich herzlich freuen.

Nachdem ich dergestalt hinter die gewinnreichen Coulissengeheimnisse der Connecticut-Lotteriespeculationen gekommen war, bezog ich fortan meine Lose direct von den an der Spitze des Unternehmens stehenden Männern, nahm selbst Agenten in Sold, die ich in den ganzen Staat ausschickte und realisirte enorme Gewinnste. Bisweilen setzte ich für mehre hundert Dollars Lose in einem Tage ab. Mein Onkel Alanson Taylor associirte sich um diese Zeit mit mir in dem Lotteriegeschäfte und erwies sich als ein sehr geschickter und tüchtiger Verkäufer.

Bei einer Gelegenheit verkaufte ich ein Packet mit Viertellosen an meine Tante Laura Nichals und einen ihrer Nachbarn um fünfundzwanzig Dollars. Vor der Ziehung that dem Nachbar das Geschäft leid, er bat mich die Billete zurückzunehmen; da meine Tante dieselbe Bitte stellte, so ließ ich mich dazu herbei. Als die Ziehungsliste ankam, hatte ich das Packet mit den zurückgegebenen Nummern eben bei der Hand. Da ich nicht so viel Geld riskiren wollte, so veranlaßte ich acht meiner Kunden, mit mir in dem Ankaufe des Packetes gemeinschaftliche Sache zu machen. Als wir dann die Ziehungsliste zu Rathe zogen, hatten wir fünfzehntausend Dollars gewonnen, was auf den Mann einen Gewinnst von je dreihundertfünfzig Dollars ergab.

Selbst unsere poetische Begabung wurde öfter in Requisition gesetzt, um die Anlockung für mein Lotteriebureau zu vermehren. Wenn die Kunden Klage führten, daß sie nur Nieten zögen, so sagten wir ihnen, das Beste für sie sey, das Geld an demselben Orte weiter mit frischen Einsätzen zu suchen, wo die ersten verloren gegangen seyen, Fortuna's Rad müsse sich einmal auch für sie drehen, Unglück könne nicht immer anhalten und was der Redensarten mehr waren.

Die glücklichen Theilnehmer an dem vorerwähnten Gewinnste veranstalteten ein Austernsouper in dem von meiner Mutter gehaltenen Gasthause, ich lud an sechzig Personen zu demselben, von denen ich wußte, daß sie sämmtlich gute Kunden für Lose waren; nach dem Souper zahlte ich denen, welchen Fortuna's Lächeln hold gewesen war, ihre Gewinnste aus, was die übrigen Gäste in solchen Enthusiasmus versetzte, daß ich augenblicklich ein Packet mit Losen öffnen und für mehr als tausend Dollars verkaufen mußte.

Bei dem fortwährenden Verkauf so vieler Lose konnte es nicht fehlen, daß bisweilen kleinere und größere Gewinnste meinen Kunden zufielen. Das wurde denn auch in gebührender Weise ausposaunt, um mein Bureau als ein glückliches der Welt kund zu geben. In Folge dessen erhielt ich Verkaufsaufträge mit der Post und schickte auf demselben Wege auch Lose an die Kauflustigen. Unter meinen »Privatkunden« war eine große Anzahl von Geistlichen und Diaconen, bisweilen fanden sich auch einige schwache Brüder von den »Quäkern,« die nach Bethel kamen, um Gartensämereien zu verkaufen, und dann verstohlener Weise ein paar Lose zu kaufen.

So oft mich Geschäft oder Zufall nach Brookfield brachte, besuchte ich dort einen Mann, der einen sehr ernsten Lebenslauf verfolgte. Er und seine Frau waren nemlich Religionslehrer und er führte häufig das Wort bei Gebet-Meetings.

Er pflegte mir öfter ein oder zwei Lose abzukaufen, schärfte mir aber dabei immer aufs sorgfältigste ein, die Sache streng vor seinem Weibe verborgen zu halten. Ich pflegte bei ihm zu speisen; so oft er sich dann außerhalb des Wohnzimmers, etwa bei meinem Pferde oder sonst irgend

wo etwas zu schaffen machte, unterließ ich es nie, seinem Weibe ein Los zu verkaufen, die mich dann ihrerseits ebenfalls inständigst bat, ihren Gatten nichts davon merken zu lassen, er sey ein Feind solcher Dinge und würde ihr es nie verzeihen, wenn er erführe, daß sie ein Lotteriebillet ins Haus gebracht habe.

Ich hatte noch immer ein Auge auf die reizende Schneiderin, Charity Hallet; obwohl meine gute Mutter und noch andere Verwandte die Ansicht aussprachen, daß ich meine Ansprüche nicht hoch genug im Leben stellte, so erklärten doch diejenigen, welche das Mädchen genau kannten, daß sie ein fleißiges, sehr gesittetes, gefühlvolles, wohlerzogenes Geschöpf sey; einige gingen so weit, daß sie erklärten, »sie sey zu gut für Taylor Barnum.« Ich stimmte ihren Schlußfolgerungen in jeder Rücksicht bei, lieferte aber einen Gegenbeweis, als ich mich im Sommer 1829 um ihre Hand bewarb. Meine Bewerbung wurde angenommen und der Hochzeittag festgesetzt.

Mittlerweile war ich so fleißig im Geschäft, daß Niemand eine Ahnung davon hatte, daß das »Ereigniß« so nahe zur Hand sey. Im October ging mein »Liebchen« nach New-York, angeblich um ihren Onkel, Nathan Beers, zu besuchen. Ich reiste ihr nach, weil ich in New-York Waaren für unser kleines Geschäft einkaufen wollte. Am Tage nach meiner Ankunft vertauschte die schöne Schneiderin mit Hilfe Sr. Ehrwürden des Dr. Mac-Auley in Gegenwart mehrer ihrer Verwandten und Freunde ihren Namen mit dem einer Mrs. Charity Barnum und so wurde ich der Gatte eines der besten Weiber, das je gelebt hat.

Ich war damals kaum etwas mehr als neunzehn Jahre alt. Ich habe die feste Ueberzeugung, daß ich nie, und wenn

ich zwanzig Jahre länger gewartet hätte, ein mir besser zusagendes Weib gefunden haben würde, das sich als Gattin, als Mutter, als Freundin besser bewährt haben würde; nichtsdestoweniger möchte ich das frühzeitige Heirathen Niemanden anempfehlen.

Junge Leute sollen auch geistig reifen, ehe sie über das wichtigste Ereigniß ihres Lebens einen Entschluß fassen. Man hat die Ehe so oft als »Lotterie,« »als einen kühnen Sprung im Finstern auf's Gerathewohl« bezeichnet. Jedenfalls ist sie ein sehr ernstes Ding, das ernste Ueberlegung verdient. Allzu schnell und namentlich allzu frühzeitig eingegangene Ehen haben nach meiner Meinung, trotz des Ausspruches unseres würdigen alten Philosophen Benjamin Franklin, »Jung gefreit hat Niemand gereut« in tausendfachen Fällen Unglück gebracht.

Bräutigam und Braut kehrten noch in derselben Woche nach Bethel zurück; wir mietheten uns zu Kost und Wohnung bei derselben Familie ein, in deren Haus meine Frau als Mädchen gewohnt hatte. Meine Mutter empfing mich, als wenn gar nichts vorgefallen wäre und machte keine Anspielung auf die Verheirathung. Sie nahm mir offenbar die Heimlichkeit übel, mit der ich die Sache betrieben hatte; da ich sie jedoch täglich nach wie vor besuchte, so forderte sie mich von selbst nach Monatsfrist auf, mein »Weib« zu ihr zu bringen und den Sonntag in ihrem Hause zu verleben. Ich kam der Aufforderung nach und bin überzeugt, daß von diesem Tage an weder meine Mutter noch sonst Jemand je sagte oder glaubte, daß ich nicht eine sehr glückliche Wahl getroffen hätte.

Trotz meiner gehäuften und dringenden Geschäfte trieb ich doch bisweilen das, was mir immer sehr viel Vergnügen verursachte, nemlich einen derben Spaß. So kam eines Tages

ein irischer Hausirer zu meinem Onkel, Edward Taylor, um eine Schrift gegen einen unserer Nachbarn zu verlangen, von dem er erzählte, daß er ihn aus dem Hause geworfen und auch sonst schlecht behandelt habe. Mein Onkel entgegnete ihm, er kenne unsern Nachbar als einen friedlichen, gutartigen Mann; er sey überzeugt, daß er Niemanden ohne Grund aus seinem Hause gewiesen habe, weswegen er auch nichts mit der Sache zu schaffen haben wolle. Der Hausirer kam dann in meinen Laden; nachdem ich seine Geschichte angehört hatte, hielt ich mich ebenfalls überzeugt, daß er Unrecht habe. Nichtsdestoweniger sagte ich ihm, ich hätte schon vor Gericht practicirt und wolle ihm, wenn er es noch wünsche, eine Klageschrift aufsetzen. Er zahlte mir ein paar Dollars Honorar; ich faßte die Schrift ab und sagte ihm, daß die Gerichtsstunde am nächsten Tage um eilf Uhr Vormittags seyn werde. Die Klageschrift wurde einem Manne eingehändigt, den wir die Rolle eines Constablers spielen ließen; er erhielt den Auftrag, die Acte sogleich dem Beklagten zuzustellen. In Anbetracht der Wichtigkeit des Falles legte ich ihn drei Richtern vor, meinem Großvater nemlich, dem Mr. Parsons (einem Maurer, der um diese Zeit eben einen Rauchfang im Dorfe baute) und Zacharias Porter, unserm Dorffleischer. Die Sache wurde sogleich im ganzen Dorfe ruchbar und zur anberaumten Stunde war meiner Mutter Schenkzimmer voll Zuschauer. Die drei ehrwürdigen Richter saßen auf der Richterbank, auf der sie sich mit der größtmöglichen Würde und Grandezza benahmen, obwohl dem demokratischen Aussehen sein volles Recht gelassen wurde, da Richter Taylor, der eben in seinem Garten gearbeitet hatte, in Hemdärmeln erschien, Richter Parsons, der direct von seinem unvollendeten Schornstein kam, eine Lederschürze trug und

mit Mörtel bespritzt war, und Judge Porter, ihr gelehrter College, ohne Oberrock erschien und so die blutbespritzten Kleider sehen ließ; er hatte eben ein Kalb geschlachtet.

Noch hatte sich der Angeklagte nicht eingestellt; er konnte es auch nicht thun, da ich in Wirklichkeit gar nicht um ihn geschickt, sondern mich vor dem Hausirer nur so angestellt hatte. Mein Client nahm Platz an meiner Seite; ich stellte mich an, als wenn ich sehr eifrig damit beschäftigt gewesen wäre, die Hauptpunkte und Eintheilungen meines Gegenstandes zu notiren, Zeugenaussagen niederzuschreiben u. s. w. Alle fünf Minuten wendete ich mich an den ehrenwerthen Gerichtshof und ersuchte ihn, das Erscheinen des Angeklagten doch in Geduld abwarten zu wollen; er könne der Wachsamkeit des Sheriffs nicht entgangen seyn und würde daher gewiß bald kommen. Mein irischer Client war bedeutend aufgeregt; er flüsterte mir häufige Bemerkungen zu und richtete Fragen an mich, die ungefähr so viel mit dem vorliegenden Gegenstand gemein hatten, wie eine algebraische Frage mit der Bestimmung der Eigenschaften einer Seifenprobe. Endlich fragte ich meinen Clienten im dumpfen Tone, wie viele Zeit er denn brauchen würde, um Zeugen vor den Gerichtshof zu bringen, die seine Sittlichkeit und Ehrenhaftigkeit zu bewahrheiten im Stande seyn würden. Er entgegnete, daß er hierzu mehrer Tage bedürfen würde, da er in der ziemlich entfernten Stadt Fairfield wohne. Darauf bemerkte ich, daß es in diesem Falle besser seyn würde, die Sitzung des Gerichtshofs für eine Woche zu vertagen. Der Gedanke sagte ihm zu. Er könne, versicherte er, sich binnen dieser Zeit ein Dutzend »Affidavits« verschaffen, in denen bezeugt werden solle, daß er ein friedliebender, ehrenhafter und gutgesinnter Bürger sey.

Nun erhob ich mich mit vieler Würde, stellte den Antrag, der Hof möge sich für eine Woche vertagen und brachte die bezüglichen Gründe vor. Der Gerichtshof zog die Frage in Erwägung und mein Großvater sprach die Entscheidung aus. Der ehrenwerthe Oberrichter bemerkte, daß es bei Motionen um Vertagung Sitte sey, dem Antrag, falls er gehörig motivirt worden, nachzukommen; die Partei, von welcher der Antrag herrühre, müsse jedoch unweigerlich die Gerichtskosten zahlen; diese sollten sich im vorliegenden Falle eigentlich auf sieben Dollars belaufen; in Anbetracht aber, daß der Kläger ein Fremder sey, habe der Hof beschlossen, die Kosten fallen zu lassen und den Kläger nur dazu zu verhalten, daß er Gerichtshof und Advocaten mit Erfrischungen versehe. In gewöhnlicher Sprache wollte dies so viel sagen, daß meine Motion durchgehen sollte, falls mein Client gehörig tractire. Wir fügten uns Alle bereitwillig in den Beschluß des Hofes; mein Client stand auf, dankte für die ihm in Anbetracht seiner Eigenschaft als Fremder zu Theil gewordene Vergünstigung und machte sich sofort daran, die Herren vom Gesetze sowohl als sämmtliche Zuschauer zu tractiren. Der Gefangene kam noch immer nicht; ich gab meinem Clienten jedoch die Versicherung, er dürfe sich in dieser Hinsicht keinen Scrupel machen, ich würde ihn schon in die Hände des Sheriffs liefern und nöthigen, tüchtige Bürgschaft für sein Erscheinen am Donnerstag der nächsten Woche zu leisten, dem Tage, bis zu welchem der Gerichtshof sich vertagt hatte.

Mein Client brach sodann nach Fairfield auf, um sich Affidavits für seinen Charakter zu verschaffen. Wir glaubten jetzt die Sache für abgethan halten zu dürfen, da wir überzeugt waren, daß der erste Beste, dem er sein Abenteuer er-

zählen würde, ihn so enttäuschen müßte, daß er sich des Wiederkommens schämen sollte.

Am folgenden Donnerstag ritt ein Anwalt von Newtown nach Bethel, stieg dort ab und begab sich in das Bureau meines Onkels Edward Taylor. Nach den ersten Begrüßungen sagte er:

»Nun, Collega Taylor, wir haben heute einen Gerichtsfall abzumachen.«

»Nicht daß ich wüßte,« entgegnete mein Onkel.

»O ja,« erwiederte der fremde Rechtsgelehrte; »man hat mich beauftragt, Ihnen in dem gerichtlichen Verfahren gegen Jemanden behilflich zu seyn, der unseren Clienten mißhandelt hat.«

»Wer soll denn eigentlich unser Client seyn?« fragte mein Onkel.

»Ein irischer Hausirer,« war die Antwort.

Mein Onkel merkte nun, um was es sich eigentlich handle; er entschuldigte sich, daß ihm die Sache beinahe ganz entfallen sey, und daß er sich auf kurze Zeit entfernen müsse. Er eilte zu mir und setzte mich von dem Stande der Dinge in Kenntniß. Ich fühlte mich einigermaßen beunruhigt und holte mir bei meinem Großvater Rath. Dieser fürchtete, die Sache könne eine ernsthafte Wendung nehmen, schloß sich in sein Schlafzimmer ein und setzte sein ganzes Haus in Kenntniß, daß er heute für Niemanden mehr zu Hause sey.

Der Schornstein, mit dessen Bau Richter Parsons beschäftigt war, begann eben durch das Dach des Gebäudes in die Höhe zu ragen; der ehrwürdige Spender des Gesetzes saß rittlings auf dem First des Daches und rief: »mehr Mörtel« als mein Kopf und meine Schultern auf der obersten Stufe der Leiter sichtbar wurden. Mit beflügelten Worten setzte ich

Herrn Richter Parsons von der ernsten Wendung in Kenntniß, welche unser Gerichtsspaß zu nehmen begann, worauf er mich voll Schrecken ersuchte, ich solle so schnell als möglich die Leiter hinuntersteigen, damit er sich aus dem Bereiche des eben angekommenen Sachwalters und aller seiner Collegen bringen könne. Ich stieg hinunter, worauf der Richter die Leiter sogleich zu sich in die Höhe zog und so allen Verkehr mit der Terra firma abschnitt. Ich warf mich auf mein Pferd und eilte nach Danbury; früher setzte ich den Fleischer, an dessen Haus ich vorüberkam, in Kenntniß, daß es für ihn gefährlich seyn würde, sich vor den Leuten sehen zu lassen.

Der Irländer stellte sich bald darauf ein. Mein Onkel Edward hatte dem fremden Rechtsgelehrten mittlerweile die Sache auseinandergesetzt; dieser ärgerte sich ungemein, daß er so in eine Falle gegangen wäre; er zog seinen Clienten bei Seite und verlangte drei Dollars als Honorar. Der Irländer gab ihm das Geld, worauf ihm sein Rechtsbeistand sagte:

»Jetzt rathe ich Ihnen, sich so schnell als möglich aus dem Dorfe wegzubegeben, wo alle Welt Sie zum Narren hält.«

Der erstaunte Irländer verlangte eine Erklärung; es wollte sich jedoch Niemand auf eine solche einlassen. Der Rechtsgelehrte bestieg sein Pferd und ritt hin, von wo er her gekommen war; sein erstaunter Client blieb in trauriger Verblüfftheit zurück. Er trat sodann in meinen Laden und fragte nach mir. Mein Buchhalter sagte ihm, ich hätte die Stadt verlassen und würde vor Monatsfrist nicht zurück seyn. Nun kamen mehre Nachbarn herzu und neckten den Irländer, daß er seine Angelegenheit vor einen Gerichtshof gebracht, dessen Mitglieder ein Farmer, Fleischer und Maurer gewesen, und

daß er sich dabei eines Lotterielosverkäufers als Rechtsfreundes bedient habe.

Wie ein Pfeil schoß der Irländer zum Laden hinaus; er fluchte und schwor, daß er uns Alle wegen Schwindelei und Gelderpressung gerichtlich verfolgen werde; lange Zeit hindurch waren wir wegen der Ausführung dieses Versprechens in großer Besorgniß. Hätte er gewollt, so würde er seine Sache wohl auch mit Erfolg durchgefochten haben; zum Glück für uns bedachte er, daß der Prozeß ihm mehr Plackerei als Nutzen bringen würde; diese Erwägung kam uns Allen vortrefflich zu Statten. Der Maurer, der noch gegenwärtig in Danbury lebt, wird den Titel »Richter Parsons« bis an sein Grab behalten.

Mein Großvater litt in den letzten Jahren seines Lebens an Taubheit; wenn er jedoch recht aufmerksam war, konnte er die Leute noch immer verstehen. Seine Nachbarn bemerkten, daß eine solche Taubheit, wie die seinige, eine recht bequeme Sache sey; er hörte nemlich immer recht gut, wenn sie ihn aufforderten, »einen Trunk anzunehmen,« wollte jedoch nie hören, wenn Jemand meinte, er solle nun auch einmal einen »Trunk zahlen.« Wenn er mit den Nachbarn spaßte und dabei eine unerwartete, recht beißende Antwort erhielt, so pflegte er zu sagen:

»Ich weiß nicht, was der Narr sagt, bin aber überzeugt, daß er nur sinnloses Zeug geschwatzt hat.«

Im Winter 1829—30 eröffnete ich ein Lotteriebureau im Dorfe Danbury, hielt aber die andern Bureaux gleichzeitig in Thätigkeit, so wie auch das flache Land auf dreißig Meilen in der Runde von meinen Lotterieagenten ausgebeutet wurde. Im Juni 1830 kaufte ich von meinem Großvater in Bethel drei Morgen Landes, um ein Wohnhaus darauf zu

errichten. Lewis Osborne, der Baumeister, baute mir ein zweieinhalb Stock hohes, sechsundzwanzig Fuß langes und dreißig Fuß tiefes Haus für tausendundfünfzig Dollars; ich bezog es mit meinem Weibe, um im nächsten Frühling dort unsere Wirthschaft zu eröffnen.

Meine Verkäufe an Loosen waren noch immer beträchtlich; ich setzte diese Waare an Käufer im Großen ab, denen ich Credit bewilligte und die wieder ihrerseits im Kleinen verkauften. Dieses Geschäft übergab ich nun dem Betrieb eines vertrauten Buchhalters und speculirte ein paar Monate hindurch in Büchern. Ich kaufte Bücher auf Auctionen und bei anderen Gelegenheiten in New-York, reiste damit im Lande herum, kündigte sie an und bot sie im öffentlichen Aufstrich feil. Das Geschäft rentirte sich bis auf zwei Ausnahmen, bei denen mir während der Versteigerung von den Studenten, die sonst zu meinen besten Kunden gehörten, die werthvollsten Bücher gestohlen wurden.

Im Frühling 1831 führte ich auch ein Gebäude in Bethel auf, das unter dem Namen des »gelben Ladens« bekannt und geräumig genug war, um einer Familie im zweiten und dritten Stockwerk Unterkunft zu gewähren. Im Juli 1831 eröffnete ich mit meinem Onkel Alanson ein Geschäft daselbst, mit Waaren, wie sie gewöhnlich in Landkrämereien vorzukommen pflegen.

Wie es Leuten immer zu gehen pflegt, die ein Geschäft ohne gehöriges Verständniß unternehmen, so waren auch wir nicht glücklich in dem Unternehmen; am 17. October kaufte ich meinem Onkel seinen Geschäftsantheil ab, wie aus folgender Kundmachung ersichtlich ist, die ich aus einer vom zwanzigsten jenes Monats datirten Zeitung herausschneide:

»Geschäftsauflösung. Die Firma Taylor und Barnum löst sich in Folge gegenseitigen Einverständnisses von heute an auf.

Alanson Taylor.
Phineas T. Barnum.

*** Das Geschäft wird von P. T. Barnum fortgeführt, der alle Gattungen Kaufmannsgüter, Specereien, Quincaillerie rc. um fünfundzwanzig Procent billiger als seine Nachbarn verkaufen wird.

Bethel, 17. October 1831.«

Zu jener Zeit waltete große Aufregung in der religiösen Welt — ich meine in jenem Theile des Landes, in dem ich wohnte, so wie auch im übrigen Staate Neu-England. Lange religiöse Meetings wurden in vielen Kirchen abgehalten; in Folge systematisch betriebener Anstrengungen wurden viele Leute jedes Alters und Standes, namentlich aber junge Leute convertirt und als Mitglieder in die verschiedenen Kirchen aufgenommen, in denen die Meetings gehalten wurden. Die Beunruhigung in den Gemüthern dieser Convertiten war mitunter so groß, daß einige derselben Opfer ihres religiösen Fanatismus wurden; Mord und Selbstmord wurden gang und gäbe und gehörten zu den täglichen Vorgängen. Ich könnte viele derlei melancholische Fälle aufzählen, wohin auch die Ermordung zweier Kinder durch die Hand des eigenen Vaters in Neu-Canaan gehört. Ich unterlasse es jedoch und erwähne diese Thatsachen nur, weil sie mit Ursache waren, daß ich mich zur Herausgabe einer Zeitung entschloß.

Hierzu kam auch noch die Erwägung, daß gewisse allzueifrige Sectirer vor Kurzem in sehr unkluger Weise die Bildung »einer christlichen Partei in politischen Angelegenheiten« bevorwortet hatten. Sie schlugen vor, daß Niemand,

mit Ausnahme von Religionslehrern, das Wahlrecht haben solle zu was immer für einem Ehren- oder besoldeten Amt. Unser ehrenwerther Geistlicher gab an, daß durch den Einfluß der Sonntagsschulen allein ein vollständiger Triumph über »die weltlichen Leute« binnen zehn oder längstens zwanzig Jahren errungen werden müsse.

Ich hatte noch nie votirt, da ich erst am 5. Juli 1831 volljährig geworden war; meine ganze Vorliebe gehörte jedoch der demokratischen Partei an. Mein Großvater und seine beiden Söhne waren Demokraten von reinstem Wasser und mich verlangte es in ihre Fußstapfen zu treten. Viele Personen (zu denen auch ich gehörte) waren mit Recht besorgt, daß sich eine große religiöse Coalition im Lande bilden und die Wünsche der erwähnten Fanatiker zur Ausführung bringen könnte.

Ich habe seit lange gesehen und gestehe es hier ein, daß unsere Befürchtungen überspannt waren, obwohl sie nichtsdestoweniger mit daran Schuld waren, daß das Resultat, dessen Eintreffen uns bange machte, nicht stattfinden konnte. Es ist wahr, daß viele Tausende unserer Bürger von dem religiösen Enthusiasmus ergriffen waren, der wie ein Orkan durch das Land fegte; wenn nun unter solchen Umständen die Leute auch noch in das vor uns offenliegende Buch der Geschichte blickten und die Schilderung der Gräuel lasen, die im Namen der Religion von Sectirern verübt worden waren, so waren sie wirklich zu entschuldigen, wenn die Furcht vor Erneuerung solcher Scenen im Lande in ihnen auftauchte. Nichtsdestoweniger war im Grunde keine eigentliche Ursache zu solchen Befürchtungen vorhanden. Es gab viele Religionslehrer, die es sehr aufrichtig mit der Sache meinten, die tiefe Ehrfurcht und Liebe vor jenen alten Pu-

ritanern und Anderen hegten, welche vor der Unduldsamkeit über den Ocean geflüchtet waren. Die Angst war nun völlig unbegründet, daß diese sich in irgend einer Weise zur Bildung einer Partei hergeben könnten, die auch nur im Entferntesten zur Vereinigung von Kirche und Staat führen könnte. Unser ganzes Schulerziehungssystem war und ist der Freiheit und folglich auch der politischen und religiösen Gleichheit so günstig, daß sie den Erfolg jeder Partei unmöglich macht, die einen Ostracismus gegen Bürger üben wollte, weil sie verschiedener religiöser Ansicht sind.

Da ich jedoch, wie ich gestehe, zur Zahl derjenigen gehörte, die ernstliche Befürchtungen bezüglich dieses Gegenstandes hegten, und da ich ferner im Herzen ein eifriger Demokrat war, so drückte ich meine Meinung ganz unverholen aus und mochte dabei wohl auch meiner aufgeregten Animosität gegen gewisse Individuen Luft gemacht haben,. wozu ich mich sonst nicht veranlaßt gesehen haben würde. Ich schrieb auch mehre Artikel in die allwöchentlich in Danbury erscheinende Zeitung, drückte in diesen die erwähnten Befürchtungen aus und wies in starken Ausdrücken auf die Uebel hin, welche aus ungebührlicher religiöser Aufregung und namentlich aus der öffentlich angekündigten Politik gewisser fanatischer Geistlicher hervorgehen konnten. Die Herausgeber des Blattes wollten jedoch meine Artikel nicht aufnehmen. Darüber gerieth ich nun in gewaltigen Zorn; ich erklärte, wie ich auch ganz aufrichtig glaubte und meinte, daß der Secteneinfluß bereits mächtig genug geworden sey, um der Presse einen Maulkorb anzulegen; ich betrachtete es als doppelt heilige Pflicht, dem Publicum die Gefahr ihrer ganzen Größe nach zu schildern.

Demzufolge kündigte ich an, daß ich eine Presse und Lettern kaufen und binnen wenigen Wochen die Herausgabe einer Wochenzeitung beginnen würde, deren Aufgabe die Bekämpfung aller gegen die Freiheit unseres Landes gerichteten Combinationen seyn sollte. Am 19. October 1831 ließ ich die erste Nummer des »Herold der Freiheit« erscheinen.

Die Kühnheit und Energie, mit welcher diese Zeitung geleitet wurde, verschafften ihr bald eine bedeutende Verbreitung, und zwar nicht nur an dem Orte des Erscheinens selbst, sondern fast in allen Staaten der Union.

Hingerissen von Jugendraschheit, ohne Erfahrung und ohne Furcht vor Consequenzen stellte ich mich den Aussprüchen des Gesetzes in Diffamationsprozessen bloß und wurde während meiner dreijährigen Redaction dreimal vor Gericht gefordert. Einmal hatte ein Fleischer gegen mich Klage geführt, weil ich ihn als einen Spion der antidemokratischen Partei bezeichnet hatte. Ich wurde von der Jury zu einer Geldbuße von mehren hundert Dollars verurtheilt. Zweimal trat sodann der Staatsanwalt als Kläger gegen mich auf. Einmal nahm er die Klage zurück, das zweite Mal aber mußte ich hundert Dollars Geldstrafe zahlen und sechzig Tage verhaftet bleiben.

Ich gehe hier in keine Details bezüglich des Prozesses mit dem Fleischer ein, weil er im Allgemeinen als zu geringfügig befunden werden würde; eine andere Sache verdient jedoch ausführlichere Besprechung.

Man hatte Klage gegen mich erhoben, weil ich von einem kirchlichen Würdenträger in Bethel den Lesern meines Blattes gesagt hatte, er habe Wucherzinsen von einem elternlosen Jüngling genommen. Der Mittheilung des Factums hatte ich mehre beißende Bemerkungen nachfolgen lassen was

eine gerichtliche, gegen mich gerichtete Verfolgung nach sich gezogen hatte.

Vor Gericht wurde die Wahrheit meiner Angaben nicht nur von verschiedenen Zeugen bestätigt, sondern gewissermaßen vom Kläger selbst zugestanden. Leider aber galt hier der Satz: »Je größer die Wahrheit, je sträflicher das Pamphlet.« Auch machte man mir es zum Vorwurf, daß ich den Ausdruck »Wucher« gebraucht hatte. Hätte ich »Erpressung« oder »Aussaugung« oder so was dergleichen gebraucht, so würde ein anderes Verdict gefällt worden seyn; ich hatte mir aber das Unrecht zu Schulden kommen lassen, von »Wucher« zu sprechen. Der Richter führte in einer Weise das Wort, als wenn er der Advocat meines Gegners gewesen wäre; es schien ihm persönliche Befriedigung zu gewähren, als er das erwähnte Urtheil gegen mich fällte.

Ich verschweige hier alle Namen der betreffenden Parteien, weil die Nennung derselben zu keinem Zwecke führen könnte. Der Mann, dem ich solche Schuld zur Last gelegt hatte, fühlte sich natürlich sehr gekränkt, obwohl er öffentlich erklärt hatte, daß die gerichtliche Verfolgung weder von ihm ausgegangen noch angeregt worden sey. So empfindlich mir aber auch das gegen mich gefällte Urtheil war, so ist doch die ganze Sache für mich ein Gegenstand der Erheiterung geblieben. Die Strafe war übrigens auch eine wohlverdiente gewesen, obwohl sie, falls der Richter nur gewollt hätte, milder gewesen seyn konnte; jetzt, da ich die allgemeinen Thatsachen auf diesen Seiten zusammenfasse, bin ich bemüht, jede unangenehme Erinnerung bezüglich dieses Gegenstandes zu bannen. Der Richter hat freilich »menschliche« Schwäche beurkundet, als er den Zeitungsschreiber in mir mit so vieler Bitterkeit verurtheilte; er ist aber seitdem bereits in jenes

»bessere Land« hinübergegangen, in welchem Animositäten nicht mehr existiren; ich habe sie bezüglich seiner ebenfalls aus meiner Brust verbannt.

Ich ließ es mir in dem Gefängniß zu Danbury nicht schlecht gehen. Ich ließ die Wände des Zimmers mit Tapeten und den Boden mit Teppichen versehen, ehe ich dasselbe für sechzig Tage bezog; ich lebte recht behaglich daselbst, empfing fast zu viele Besuche von guten Freunden, gab meine Zeitung nach wie vor heraus und vermehrte die Zahl meiner Abonnenten um mehre hundert, ehe meine Haftzeit zu Ende ging.

Als ich meine Freiheit wieder erlangte, wurde das Ereigniß durch einen Zusammenfluß der Leute aus der ganzen Umgegend gefeiert; die Feier fand in demselben Gerichtssaale statt, in welchem ich verurtheilt worden war. Eine sehr schöne, aus Anlaß meiner Befreiung gedichtete Ode wurde gesungen und eine sehr gelungene Rede über Preßfreiheit von Sr. Ehrwürden T. Fiske gehalten. Mehre hundert Gentlemen nahmen sodann an einem reichlichen Diner Theil; Toaste und Reden wurden ausgebracht und abgehalten, die sich zum Theile wohl auf die bei politischen Diners gewöhnlichen Gegenstände, vorzugsweise aber auf die Veranlassung bezogen, die zur Zusammenkunft Gelegenheit gegeben hatte.

Der imposanteste Theil der Ceremonie fand später statt. In der Nummer meiner Zeitung vom 12. December 1832 ist er folgendermaßen beschrieben:

»P. T. Barnum und die Musikbande nahmen Platz in einer von sechs Pferden gezogenen Kutsche, die eigens für diesen Anlaß hergerichtet worden war. Vor dem Wagen zogen vierzig Reiter, an ihrer Spitze ein Marschall mit dem Nationalpanier. Hinter dem Wagen kam zunächst der Redner und der

Präsident des Tages, dann das Arrangements-Comité und sechzig Wagen voll Bürger, die den Herausgeber der Zeitung bis zu seinem Hause in Bethel begleiteten.

»Als der Zug unter Pöllerschüssen sich in Bewegung zu setzen begann, brachen mehre hundert Bürger, die blos Zuschauer waren, in ein dreimaliges Hurrah aus. Die Musikbande spielte verschiedene Nationalmelodien bis zur Ankunft in Bethel, wo sie die schöne und der Gelegenheit angemessene Melodie »Heimat, süße Heimat« spielten. Nach drei abermaligen kräftigen Hurrahs kehrte die Procession nach Danbury zurück, die größte Harmonie und Einstimmigkeit herrschte den ganzen Tag über und wir freuen uns sagen zu können, daß die Festlichkeiten nicht durch den mindesten Unfall gestört wurden.«

Es wird wohl Niemand Wunder nehmen, wenn ich eine solche Rückkehr in meine Heimat und zu meiner Familie als einen Triumphzug betrachtete. Es war in der That eine öffentliche Rechtfertigung und Billigung meines Thuns, so wie eine Rüge gegen das bestehende Preßgesetz und alle diejenigen, die es zu meinen Ungunsten ausgelegt hatten.

Meine Laufbahn als Redacteur war überhaupt fortwährend voll Kampf und Streit und könnte noch zu manchen interessanten Mittheilungen Anlaß geben; ich gehe jedoch zu einem andern Abschnitt meiner Geschichte über.

Mein commercielles Geschäft, das ich während der Herausgabe des »Herold« immer fortgesetzt hatte, wollte aus verschiedenen Gründen nicht recht floriren. Ich war dabei nicht in der mir natürlichen Sphäre. Mir that eine schnellere Führung der Geschäfte noth, als es auf gewöhnlichem Handelswege möglich ist; ich kaufte immer im Großen ein; um im Großen verkaufen zu können, mußte ich viel creditiren und

zählte daher auch viele böse Schuldner. In meinem alten Handelsbuche finden sich gar viele Notizen, in denen es heißt: »Der Posten muß wegen Todesfall, jener wegen Betrug, wieder ein anderer wegen Bankerott oder wegen plötzlichen Verschwindens des Schuldners gestrichen werden.«

VII.

Verlegenheiten. — Joice Heth. — Vivalla.

Uebersiedelung nach New-York. — Lockende Ankündigungen. — Täuschungen. — Darrow und das Hemd. — Joice Heth. — Meine erste Unterredung — Verkaufsurkunde. — Ich kaufe Joice. — Der Contract. — Schaustellung in Niblo's Garten. — Stimmen der Presse. — Joice in Boston. — Mälzel. — Wichtige Entdeckung. — Ein lächerlicher Vorfall. — Signor Vivalla. — Meine zweite Schaustellung. — Die Stadt Washington. — Scene im Senate. — Anne Royall. — Weiblicher Zorn. — Neue Speculation. — Ich versetze meine Uhr. — Die Ausforderung. — Privatunterredung. — Große Aufregung im Publicum. — Der Wettkampf. — Die Moral. — Joice's Tod. — Die Leichenöffnung. — Lymans Puff. — Zeitungspolemik. — Eine falsche Geschichte.

Im Winter 1834—1835 ließ ich meine Familie nach New-York kommen, nachdem ich ein Haus in Hudson-Street gemiethet hatte. Im Grunde war ich in die große Stadt gekommen, um »mein Glück zu machen.« Die Lotterien waren im Staate Connecticut gesetzlich verboten worden; ich hatte durch meine Privatkunden große Geldsummen verloren; Einige hatten mehr Lose genommen, als ihre Mittel erlaubten, Andere hatten ihr Besitzthum zum Schein aus den Händen gegeben und mich dadurch um beträchtliche Summen betrogen. Ich hatte auch in Handelsspeculationen viel verloren, und außerdem muß ich gestehen, daß das alte Sprichwort: »Wie gewonnen, so zerronnen,« auf mich eine nur zu wahre

Anwendung fand. Ich hatte mich überzeugt, daß ich mit ernstem Willen schnell Geld machen konnte und hatte beträchtliche Summen eben so geschwind wieder vergeudet, wie ich sie erworben. Ich verdiente das Geld so leicht, daß ich den Werth desselben nicht erkannte und mich um die nutzbringende Verwendung nicht kümmerte. Ich nahm mir freilich vor, in Zukunft zu sparen, aber an die Gegenwart dachte ich nicht.

Als ich nach New-York kam, hatte ich keine andere Geldquelle, als die alten Schulden, deren Eincassirung ich einem Agenten in Bethel übertragen hatte.

Ich hatte gehofft, mich zu New-York bei einem Handelsgeschäft zu betheiligen und für meine Dienstleistungen einen Theil des Nutzens zu erhalten; denn gegen einen festen Gehalt hatte ich von jeher eine unüberwindliche Abneigung. Ich suchte eine Stellung, in der ich für meine Talente und meine Thätigkeit freien Spielraum hatte und wo der Betrag des Nutzens von meiner Gewandtheit, Ausdauer und Energie abhinge. Aber die gewünschte Stellung fand sich nicht. Meine Geldquelle begann zu versiegen, und ich war kaum im Stande, meine kränkelnde Familie zu erhalten. Ich sah mich genöthigt, Commissionär für einige Kaufleute zu werden; ich erhielt für die Geschäfte, die durch meine Vermittlung zu Stande kamen, eine kleine Provision.

Dies war natürlich nur ein vorübergehender Erwerb; ich sah mich beständig nach etwas Besserem um. Jeden Morgen, sobald die Zeitungsblätter ausgegeben wurden, las ich die Ankündigungen, in der Erwartung, etwas Passendes für mich zu finden. Viele dieser Ankündigungen waren in der That sehr lockend. Reichthümer eines Crösus würdig, hingen wie Brombeeren von mancher Ankündigung, die den Leser geheimnißvoll einlud, sich in dem Zimmer Nr. 16, im

fünften Stocke eines entlegenen Hauses einzufinden; aber wenn ich mich die dunkeln, schmutzigen, baufälligen Treppen hinangearbeitet und meinen Weg mit Mühe durch düstere, schmale Gänge gefunden hatte, zeigte es sich gemeiniglich, daß mein Glück von zwei Dingen abhing: nemlich erstens von einem Geldvorschuß, der, je nach Umständen, zwischen drei- und fünfhundert Dollars schwankte, und zweitens von dem glücklichen Erfolge im Verkaufe neuerfundener und patentirter Lebenspillen, sinnreicher Mausefallen und dergleichen.

Eine Ankündigung lautete: »Ungeheure Speculation mit einem kleinen Capital! — Zehntausend Dollars leicht in einem Jahre zu machen! Näheres bei Professor **, in Scudders amerikanischem Museum.«

Ich hatte mich lange mit dem Gedanken beschäftigt, daß ich mit öffentlichen Schaustellungen mein Glück machen könne, und ich eilte sogleich zu dem Professor, der so lockende Versprechungen machte. Der Thürsteher des Museums wies mich in den dritten Stock und ich fand zu meinem Leidwesen bereits ein Dutzend Personen, die über die ungeheure Speculation nähere Auskunft wünschten. Ich machte indeß den Professor sogleich ausfindig, rief ihn auf die Seite, verschnaufte mich einige Augenblicke, denn ich war durch das rasche Treppensteigen außer Athem gekommen, und fragte ihn sodann, ob er schon über seine Speculation verfügt habe.

»Eigentlich noch nicht,« antwortete der Professor; »aber einige Personen sind bereit, sogleich mit mir abzuschließen.«

»Haben Sie die Güte, mich zu berücksichtigen: Sie werden finden, daß ich gerade der Mann bin, den Sie brauchen,« erwiederte ich mit großem Eifer.

»Gut, da Sie es so sehnlich wünschen und ein thatkräftiger junger Mann zu seyn scheinen, so will ich Ihnen den Vorzug geben,« sagte der gütige Professor.

Ich drückte ihm meinen tiefergebensten Dank aus und erkundigte mich nach der Beschaffenheit des Unternehmens.

»Ich bin der Eigenthümer des großen Hydrooxygengas-Mikroskops,« sagte er. »Es ist das merkwürdigste jetzt existirende Instrument. Der Besitzer desselben könnte sich in sehr kurzer Zeit ein unabhängiges Vermögen erwerben, wenn er im Lande umherreiste und das Mikroskop für Geld sehen ließe. Meine Gesundheit ist schwach, und ich will es zu dem geringen Preise von zweitausend Dollars verkaufen; ein tausend baar, der Rest in sechzig und neunzig Tagen gegen gute Sicherheit zahlbar.«

Meine goldenen Träume schwanden, und ich erklärte dem Professor rundweg, daß ich nicht geneigt sey, sein Instrument zu kaufen.

Eine andere Ankündigung sagte, daß »zwanzig Dollars täglich ohne Capital verdient werden könnten.« Das war etwas für mich und ich begab mich sogleich an den bezeichneten Ort.

Ich fand eine kleine, brünette alte Frau, die von mindestens zwanzig aufmerksamen Zuhörern umgeben war. Ihre Zunge war in rascher Bewegung. Sie erklärte dem Auditorium, daß sie eine Flugschrift herausgebe, betitelt: »Der Führer der Miethlustigen,« in welcher eine vollständige Beschreibung aller in New-York zu vermiethenden Häuser zu finden. »Hier,« sagte sie, »ist eine Menge kleiner Einschreibbüchlein und Bleistifte. Jeder von Ihnen nimmt ein Büchlein und einen Bleistift, läßt mir einen Schilling als Garantie des Wiederkommens, und nennt mir die Straßen, die er für sich

nehmen will, damit Einer dem Andern nicht ins Gehäge komme. Sie nehmen jedes Haus genau in Augenschein. Sobald Sie einen Zettel an der Thür sehen, ziehen Sie die Glocke, nehmen Notizenbüchlein und Bleistift aus der Tasche, fragen nach dem Miethpreise, nach der Anzahl der Zimmer und verschiedenen Bequemlichkeiten — schreiben Alles auf und eilen zu dem nächsten Hause, das einen Zettel hat, um die Operation zu wiederholen. Ich hoffe mit Hilfe zahlreicher und thätiger Agenten in zehn Tagen mit der ganzen Stadt fertig zu seyn und zehn Tage später das Buch auszugeben. Der Ertrag der Broschüre wird, nach Abzug der Druck- und Ankündigungskosten und anderer Auslagen folgendermaßen vertheilt werden: Eine Hälfte für mich, die Erfinderin dieses Zweiges der Statistik, der ein langgefühltes Bedürfniß befriedigt, und die andere Hälfte wird, je nach der Anzahl der von Jedem aufgezeichneten, zu vermiethenden Häuser, unter meine Agenten getheilt. Ich zweifle nicht, daß diese Speculation viele tausend Dollars eintragen wird; wer am thätigsten ist, wird natürlich am besten bezahlt werden. Ich belohne gern Jedermann nach seiner Arbeit. Mit andern Worten: es macht mir Freude, Leuten zu helfen, die sich selbst helfen wollen. Die Zahl der aufgezeichneten Häuser wird indeß nicht der einzige Maßstab der Belohnung seyn, denn wer deutlich schreibt und mir die ausführlichsten Nachweisungen über jedes Haus gibt, wird eine besondere Provision erhalten.«

Ehe die alte Dame ihre Rede beendet hatte, war der größte Theil der Zuhörer verschwunden; aber es kamen andere Personen, die Auskunft wünschten, und sie begann ihre Anrede wieder, sobald sie damit fertig war.

Die Speculation hatte für mich nichts Anlockendes; aber ich benutze gern jede Gelegenheit, Menschen zu beobachten,

und blieb bis sie ihre Rede einige Male wiederholt hatte, um zu sehen, welchen Eindruck ihre Vorspiegelungen auf die Zuhörer machten. Niemand wagte es, ein Notizenbuch zu nehmen, obgleich die Fortgehenden unaufhörlich durch Neuankommende ersetzt wurden.

Eines Morgens fand ich im »Sun« eine Nachfrage nach einem Oberkellner für das Etablissement des Hrn. Wm. Niblo. Ich begab mich sogleich zu dem sehr ehrenwerthen und mit Recht populären Eigenthümer, den ich zum ersten Male sah. Herr Niblo sagte, er wünsche einen gebildeten, zuverlässigen Mann, der sich über seine Befähigung zu der fraglichen Stelle und über seine Rechtlichkeit durch genügende Zeugnisse ausweisen könne und sich auf drei Jahre verbindlich machen wolle. Diese letzte Bedingung vertrug sich natürlich nicht mit meinen Absichten, denn ich suchte nur vor der Hand einen Erwerb, bis ich eine meinen Wünschen angemessene Stellung finden könnte.

Alle lockenden Ankündigungen nützten mir nichts; ich fand den ganzen Winter keine entsprechende Stellung.

Im Frühjahr erhielt ich von meinen Agenten in Bethel einige hundert Dollars, und in Ermangelung einer andern passenden Beschäftigung errichtete ich am 1. Mai 1835 ein kleines Speisehaus in Frankfort-Street Nr. 52. Ich rechnete hauptsächlich auf Fremde, zumal auf meine Bekannten aus Connecticut. Wir hatten bald eine recht gute Kundschaft; aber da ich nicht hinreichende Beschäftigung fand, so betheiligte ich mich an der Spezereiwaarenhandlung des Herrn John Moody in South-Street Nr. 156.

Während dieses Jahres kam ich zuweilen nach Bridgeport, und fand dort im Gasthofe gemeiniglich einen bekannten Spaßmacher, Namens Darrow. Er verschonte weder

Freund noch Feind mit seinen Späßen. Er gab im Gastzimmer den Ton an, und wenn ein Fremder erschien, pflegte ihn Darrow zu irgend einer Wette zu verleiten, und mit dem Gewinn die Gesellschaft zu tractiren. Einst suchte er auch mich in sein Netz zu locken. Er kam auf mich zu, sah mich scharf an und sagte: »Ich will wetten, Barnum, daß Sie kein ganzes Hemd auf dem Rücken haben.« Die Pointe dieser Wette besteht darin, daß unter gewöhnlichen Umständen nur eine Hälfte des Hemdes den Rücken bedeckt. Ich hatte indeß diese sinnreiche Wette geahnt und Darrow durch einen Bekannten dazu bereden lassen, nachdem ich ein Hemd aus meinem Mantelsack genommen, sorgfältig zusammengelegt und mittelst der Hosenträger auf meinem Rücken befestigt hatte.

Das Gastzimmer war voller Gäste, welche mit Ausnahme meines Freundes Hough nicht in das Geheimniß eingeweiht waren. Sie meinten, ich würde die Wette verlieren. Um Darrow recht zu reizen, erwiederte ich:

»Eine närrische Wette! Mein Hemd ist neu, und folglich ohne Zweifel ganz; auf solchen Gegenstand wette ich nicht gerne.«

»Ich weiß schon warum,« sagte Darrow lachend; »es ist zerrissen. Ich will ein Tractament für die ganze Gesellschaft wetten, daß Sie kein ganzes Hemd auf Ihrem Rücken haben.«

»Ich will wetten, daß mein Hemd reiner ist, als das Ihrige,« erwiederte ich.

»Das hat mit der Sache nichts zu thun; Ihr Hemd ist zerrissen, und Sie wissen es.«

»Ich weiß, daß es nicht zerrissen ist,« erwiederte ich mit erheucheltem Aerger, der ein lautes Gelächter erregte.

»Sie armer zerlumpter Mensch dauern mich,« sagte Darrow, mich neckend.

»Sie werden nicht zahlen, wenn Sie verlieren,« entgegnete ich.

»Hier, diese fünf Dollars will ich dem Wirth übergeben. Jetzt wetten Sie, wenn Sie es wagen, Sie zerlumpter Landstreicher!«

Ich händigte dem Wirth ebenfalls fünf Dollars ein und ersuchte ihn, die Gesellschaft damit zu tractiren, wenn ich die Wette verlieren würde.

»Merken Sie wohl,« sagte Darrow: »ich wette, daß Sie kein ganzes Hemd auf Ihrem Rücken haben!«

»Es ist gut,« erwiederte ich, indem ich den Rock auszog und meine Weste aufzuknöpfen begann. Die ganze Gesellschaft, die mit Gewißheit erwartete, daß ich verlieren müsse, fing an zu lachen. Der alte Darrow tanzte vor Freude, und als ich meinen Rock auf einen Stuhl legte, klatschte er in die Hände und sagte frohlockend:

»Sie brauchen weiter keine Kleider auszuziehen, denn das ganze Hemd ist ja nicht auf Ihrem Rücken — Sie haben die Wette verloren!«

»Das wird sich finden,« erwiederte ich und nahm das ganze Hemd von meinem Rücken.

Ein solches Gelächter, wie unter den Umstehenden losbrach, habe ich kaum wieder gehört. Darrow's verblüfftes Gesicht war in der That höchst lächerlich. Als er merkte, daß sein Nachbar Hough mit mir einverstanden war, stürzte er zornig auf ihn zu und rief gesticulirend:

»Sie schändlicher Gauner! Sie schämen sich nicht gegen Ihren eigenen Nachbar zu Gunsten eines Fremden zu intriguiren! dafür sollen Sie büßen, das verspreche ich Ihnen!«

Alle Gäste ließen sich tüchtig einschenken, denn es war ein seltener Fall, daß Darrow eine Wette verlor, und er war ein so unverbesserlicher Spaßmacher, daß sich alle freuten, ihn in seiner eigenen Falle gefangen zu sehen. Er mußte sich mit dem »ganzen Hemd« noch oft foppen lassen.

In der zweiten Hälfte des Juli 1835 kam Herr Coley Bartram, von Reading in Connecticut, in unsern Laden. Er war mit Herrn Moody und mir bekannt. Er sagte, daß er sich für eine alte Negerin, Namens Joice Heth, lebhaft interessire. Diese Negerin, meinte er, sey hunderteinundsechzig Jahre alt und die Wärterin des General Washington gewesen. Er hatte seinem Associé R. W. Lindsay, einem Kentuckier, seinen Geschäftsantheil abgetreten, und Lindsay zeige sie jetzt in Philadelphia; aber er eigne sich nicht zu dem Geschäft, er wünsche es daher zu verkaufen und in seine Heimat zurückzukehren.

Bartram zeigte mir auch ein Blatt von dem »Pennsylvania Enquirer,« vom 15. Juli 1835 und lenkte meine Aufmerksamkeit auf folgende Ankündigung, die ich hier Wort für Wort abschreibe:

»Eine Merkwürdigkeit. — Die Bürger von Philadelphia und der Umgegend haben Gelegenheit, eine der größten Naturmerkwürdigkeiten, die man jemals gesehen, nemlich die hunderteinundsechzig Jahre alte Negerin Joice Heth, die vormals dem Vater des General Washington gehörte, im Freimaurersaale zu sehen. Sie ist hunderteinundsechzig Jahre Mitglied der Baptistenkirche gewesen, und kann viele Lieder hersagen und nach der frühern Sitte singen. Sie ist unweit des alten Potomacflusses in Virginien geboren, und hat neunzig bis hundert Jahre in Kentucky bei der Familie Bowling gelebt.

»Wer diese merkwürdige Negerin gesehen, hat sich von

der Richtigkeit ihres Alters vollkommen überzeugt. Das Zeugniß der ehrenwerthen Familie Bowling ist überzeugend, aber die Verkaufsrechnung Augustin Washington's und andere Beweisschriften, die der Eigenthümer besitzt, werden selbst die größten Zweifler befriedigen.

»Die Damen, welche diese merkwürdige Person zu sehen wünschen, werden Nachmittags und Abends von einer Dame empfangen werden.«

Die New-Yorker Zeitungen hatten schon Beschreibungen dieser wunderbaren Negerin gegeben; die Sache interessirte mich in hohem Grade und ich begab mich sogleich nach Philadelphia. Ich hatte eine Unterredung mit Lindsay im Freimaurersaale.

Der Anblick der alten Negerin machte auf mich einen günstigen Eindruck. Ihrem Aeußern nach hätte man sie eben so gut für tausend Jahre alt, als für hundertsechzig ausgeben können. Sie lag in der Mitte des Saales auf einem hohen Ruhebette. Sie schien sich körperlich und geistig wohl zu befinden, aber früheres Siechthum oder das hohe Alter, oder vielleicht beides zusammen, hatte sie unfähig gemacht, ihre Lage zu ändern. Einen Arm konnte sie willkürlich bewegen, aber die Knie waren gekrümmt und konnten nicht gestreckt werden. Sie war ganz blind, und ihre Augen waren so tief eingesunken, daß die Pupillen ganz verschwunden zu seyn schienen. Sie hatte keine Zähne, aber sehr dickes, buschiges graues Haar. Der linke Arm ruhte auf der Brust und sie hatte nicht die Kraft ihn zu bewegen. Die Finger der linken Hand waren zusammengezogen und keiner Bewegung fähig. Die Nägel dieser Hand waren gegen vier Zoll lang; auch die Nägel der großen Zehen waren fast einen Viertelzoll dick.

Sie war sehr gesprächig und plauderte fast unaufhörlich so lange als Besucher da waren. Sie sang viele alte Lieder und sprach mit großer Zungengeläufigkeit von ihrem Schützling, dem »lieben kleinen George,« wie sie den Vater unsers Vaterlandes nannte. Sie erzählte, sie sey bei seiner Geburt gegenwärtig gewesen und habe ihm die ersten Kleider angelegt. Augustin Washington, der Vater George's, sey ihr Herr gewesen. Sie sagte mit großem Wohlgefallen, daß sie ihn aufgezogen. Sie erzählte viele interessante Anekdoten von »ihrem lieben kleinen George,« und sprach über religiöse Gegenstände, so daß die Schaustellung überaus merkwürdig war.

Ich fragte nach den Beweisen ihres außerordentlichen Alters, und Herr Lindsay zeigte mir ein Document, aus welchem sich ergab, daß Augustin Washington, von Westmoreland in Virginien, eine vierundfünfzigjährige Negerin, Namens Joice Heth, für die Summe von dreiunddreißig Pfund Sterling an »Elisabeth Atwood« verkauft habe. Das Document war vom 5. Februar 1777 datirt, und in Gegenwart von Richard Buckner und William Washington untersiegelt und ausgefertigt.

Lindsay und Tante Joice erzählten, Frau Elisabeth Atwood sey eine Schwägerin Augustin Washington's gewesen; aber da der Mann der Negerin ein Sclave der Frau Atwood war, so kam der obige Verkauf zu Stande. Da Frau Atwood die nächste Nachbarin Washington's war, so war die Negerin bei der Geburt des »kleinen George« anwesend, und da sie lange die Wärterin in der Familie gewesen war, legte sie dem neugebornen Kinde die ersten Kleider an.

Die Geschichte schien ganz glaubwürdig, und die »Verkaufsrechnung« hatte den Anschein hohen Alters. Das hinter

Glas und Rahmen befindliche Papier war gelblich geworden und schien so oft zusammengelegt zu seyn, daß es an den Falten kaum noch zusammenhielt.

Ich fragte, warum das Daseyn einer so merkwürdigen alten Person nicht schon längst bekannt geworden sey. Die Antwort war, sie habe in einem Hintergebäude John S. Bowling's in Kentucky viele Jahre gelegen, ohne daß Jemand ihr hohes Alter gewußt oder beachtet; vor mehren Jahren habe man sie von dort nach Virginien gebracht, wo ihr Alter durch die Auffindung der Verkaufsrechnung im Staatsarchiv ans Licht gekommen sey. Der Sohn Bowling's habe nemlich andere Papiere im Archiv gesucht, und seine Neugier sey durch diese alte Urkunde erregt worden; er habe sich durch Erkundigungen in der Nachbarschaft wirklich überzeugt, daß die Schrift sich auf die noch lebende und folglich hunderteinundsechzig Jahre alte Sclavin seines Vaters beziehe.

Der ganze Bericht schien mir befriedigend und ich fragte nach dem Preise der Negerin. Man forderte dreitausend Dollars, aber ehe ich Philadelphia verließ, zeigte mir Herr Lindsay schriftlich an, daß ich binnen zehn Tagen für tausend Dollars der Besitzer der Negerin werden könne.

Mit diesem Briefe eilte ich nach New-York, um die alte Negerin wo möglich zu kaufen. Ich besaß nur fünfhundert Dollars baar, aber ein Freund, durch die zu erwartende goldene Ernte angelockt, borgte mir die andern fünfhundert. Ich verkaufte eilends meinen Antheil an dem Specereigeschäft, ging mit dem Gelde wieder nach Philadelphia und kaufte die Negerin. Ueber den Verkauf wurde ein rechtsgiltiges Document ausgefertigt.

Während Lindsay die Negerin auf mein Ersuchen noch

acht Tage in Philadelphia zeigte, traf ich in New-York die nöthigen Vorkehrungen zu ihrem Empfang.

Ich wandte mich an Herrn William Niblo, der, wie ich glaubte, die alte Negerin in Philadelphia gesehen hatte. Er erkannte mich nicht wieder. Wir schlossen einen Vertrag für die Ausstellung der Amme Washington's in einem großen Zimmer seines Wohnhauses, ganz nahe an dem Concert- und Conversationssaale und an dem mit kleinen Speisecabineten umgebenen Garten.

Diese Cabinete waren geschmackvoll decorirt und Abends an der Außenseite mit farbigen Lampen beleuchtet. Die Seiten der Hauptallee waren mit Transparenten geschmückt, die damals in New-York noch neu waren und daher viele Gäste herbeilockten. Der Maler, der diese Decorationen angefertigt hatte, lieferte mir einige drei Fuß hohe und zwei Fuß breite Transparente, mit der Inschrift:

»Joice Heth, 161 Jahre alt.«

Die Vertragsbedingungen waren folgende: Herr Niblo lieferte das Zimmer und die Beleuchtung, ließ die Ankündigungen drucken, bezahlte den Billeteur, und erhielt die Hälfte der Bruttoeinnahme, die sich auf etwa eintausend und fünfhundert Dollars wöchentlich belief.

Als Gehilfen nahm ich mir einen vormaligen Advocaten, Herrn Levi Lyman, einen schlauen und gewandten Yankee, der ein feiner Menschenkenner war und sich durch sein angenehmes Conversationstalent vortrefflich zu dem Geschäfte eignete.

Ich bot natürlich Alles auf, um meinem Unternehmen einen günstigen Erfolg zu sichern. Ich kannte den gewaltigen Einfluß der Presse auf die öffentliche Meinung, und

machte von diesem Hilfsmittel einen ausgedehnten Gebrauch. Lyman schrieb eine kleine Broschüre, die mit dem Porträt der alten Negerin illustrirt wurde und die er für seine Rechnung verkaufte.

Dasselbe Porträt ließ ich in unzähligen Exemplaren besonders abdrucken, und über meine Ankündigungen setzen. Eine dieser Ankündigungen lautete:

»Niblo's Garten. — Die größte Merkwürdigkeit unsers Welttheils, die insbesondere für Amerikaner höchst interessant, ist jetzt im Casino am äußersten Ende von Broadway zu sehen. Joice Heth, die Wärterin des Generals George Washington (des Vaters unsers Vaterlandes) hat das staunenswerthe Alter von 161 Jahren erreicht und ist noch im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte. Sie ist frisch und gesund, obgleich sie nur 94 Pfund wiegt. Sie erzählt viele Anekdoten von ihrem jungen Herrn; sie spricht auch von den Rothröcken aus der Zeit des Revolutionskrieges, scheint dieselben jedoch nicht sehr hoch zu achten.

»Sie ist von unzähligen Ladies und Gentlemens besucht worden, worunter viele Aerzte und Geistliche, welche sie für ein Phänomen erklärt haben. Sie ist länger als hundert Jahre ein Mitglied der Baptistenkirche gewesen und scheint an dem Gespräch mit Predigern, die sie besuchen, großes Vergnügen zu finden. Sie kann viele geistliche Lieder singen und hersagen.«

Eine andere Ankündigung war noch mehr geeignet, den Patriotismus und die Neugier zu wecken:

»Joice Heth ist unstreitig die wunderbarste und anziehendste Merkwürdigkeit der Welt. Sie war die Sclavin Augustin Washington's (des Vaters von George Washing-

ton), und legte dem harmlosen Kinde, das bestimmt war, in späteren Tagen unsere heldenmüthigen Väter zum Siege und zur Freiheit zu führen, die ersten Kleider an. Sie selbst sagt, daß sie ihn aufgezogen.«

Die Zeitungen brachten eine Menge Notizen, von denen ich einige Proben mittheile:

»Joice Heth. — Die Ankunft dieser berühmten Reliquie aus der alten Zeit in Niblo's Garten hat unter den Freunden des Merkwürdigen und Wunderbaren ungeheure Sensation erregt. Aus der Länge und Stärke ihrer Knochen ist zu schließen, daß sie vormals ein großes, starkes Weib war, aber jetzt gleicht sie einer lebenden Mumie. Sie soll weniger als fünfzig Pfund wiegen; ihre Füße sind zu Haut und Knochen zusammengeschrumpft, und ihre langen, dürren Finger gleichen mehr den Krallen eines Raubvogels als menschlichen Gliedmaßen. Ungeachtet der Last ihrer Jahre scheint sie wunderbarer Weise noch den Gebrauch aller Sinne zu haben. Sie hört noch fast eben so gut wie eine Person von mittlern Jahren.« — »New-York Sun«.

»Die »Alte« in Niblo's Garten wird von unzähligen Ladis und Gentlemens besucht. Sie ist lebhaft und gesprächig. Aus dem Verkaufsdocument von dem Vater des Generals Washington geht hervor, daß sie hundertsechzig Jahre alt ist. Ihr Aeußeres gleicht einer eben aus dem Sarkophag entkommenen egyptischen Mumie.« — »Evening Star.«

»Wir behaupten kühn, daß seit der Sündflut keine solche Merkwürdigkeit gesehen worden ist. Die alten und neuen Zeiten liefern kein Beispiel eines so hohen Alters. Methusalem starb im Alter von neunhundertneunundsechzig Jahren, aber von dem Alter seiner Frau weiß man nichts.

Adam erreichte beinahe das Alter seines hochbejahrten Abkömmlings. Wahrscheinlich haben die Evastöchter in alten Zeiten, wie jetzt, ihr Alter geheim gehalten. Joice Heth ist eine Ausnahme: sie erklärt ohne Erröthen, daß sie hundertsechzig Jahre alt ist.« — »Daily Advertiser.«

»Die alte Negerin soll hunderteinundsechzig Jahre alt seyn, und wir haben keinen Grund diese Angabe zu bezweifeln. Man würde ihr glauben, wenn sie ihr Alter auf fünfhundert angäbe, denn sie sieht der egyptischen Mumie im amerikanischen Museum ganz ähnlich.« — »Courier and Enquirer.«

»Die gute Alte hat lange mit dem Sensenmann cokettirt, und ist ihm endlich entwischt. Wir werden sie künftig in den ABC-Büchern als die personificirte Zeit abgebildet finden. Sie scheint sammt dem ewigen Juden bestimmt zu seyn, die Ewigkeit schon hier auf Erden zu beginnen.« — »Spirit of the Times.«

Joice rauchte sehr gern Tabak, und es erschien über diese Eigenthümlichkeit der Alten ein Artikel im »Evening Star«, worin folgende Stelle vorkommt:

»Heute habe ich die Negerin in Niblo's Garten gesehen. Ich finde, daß sie mit allen ihren andern seltenen Eigenschaften eine leidenschaftliche Raucherin ist. Ihre Umgebungen sind genöthigt, diese Leidenschaft zu zügeln, sonst würde die Pfeife gar nicht aus ihrem Munde kommen. Ich fragte sie, wie lange sie schon Tabak geraucht und sie antwortete: hundertundzwanzig Jahre! Wenn der Tabak daher ein Gift ist, so wirkt es wenigstens sehr langsam.«

Unsere Schaustellung begann gemeiniglich mit der Angabe der Umstände, unter denen das Alter der Negerin ent-

deckt worden, mit der Erzählung ihres frühern Lebens in Virginien, und mit der Vorlesung der Verkaufsurkunden. Dann befragten wir sie über die Geburt und früheste Jugend des General Washington, und sie gab über jeden Punkt befriedigende Antworten. Zuweilen ward sie auch von Fremden einem strengen Kreuzverhör unterzogen, und sie wich nie von den ersten Angaben ab, die somit völlig das Gepräge der Wahrheit trugen.

Joice hörte gern Kirchenmusik, und pflegte mit dem noch brauchbaren Arm den Tact zu schlagen. Sie kannte alle geistlichen Lieder, die ihr vorgesungen wurden, und stimmte oft mit ein. Sie sprach auch gern über religiöse Gegenstände, und verlangte oft einen Geistlichen.

Wenn die alte Negerin eine Betrügerin war, so entsteht natürlich die Frage: wer lehrte sie alle diese Dinge? und wie kam es, daß sie nicht nur mit den alten Kirchenliedern, sondern auch mit allen Verhältnissen der Familie Washington so genau bekannt war? Ich antworte ohne Bedenken: ich weiß es nicht. Ich gab ihr durchaus keine Anweisung; denn sie war mit allen diesen Dingen vertraut, bevor ich sie sah, und sie erzählte mir in Bezug auf die Familie Washington viele Thatsachen, die mir bis dahin nicht bekannt gewesen waren.

Von Providence, wo die Schaustellung einen höchst günstigen Erfolg hatte, gingen wir nach Boston. Ich kam bei dieser Gelegenheit zum ersten Male in das moderne Athen, und sah viel Neues und Interessantes. Ich besuchte einige Kirchen und freute mich über die fast allgemeine strenge Sonntagsfeier. Die Theater blieben am Sonntagabend geschlossen, und ich dachte an die Sitte vieler unserer Nachbarn

in Connecticut, die nach puritanischem Gebrauch die Sabbath-feier am Sonnabend bei Sonnenuntergang begannen und am Sonntag um dieselbe Tageszeit schlossen, um sodann ihre Arbeiten und Belustigungen wieder zu beginnen.

Wir öffneten unsere Schaustellung in dem kleinen Ball-saale der »Concerthalle,« an der Ecke von Court- und Hanover-Street. Das Publicum von Boston hatte schon viel von der alten Negerin gehört, an den Straßenecken war ihre Ankunft auf großen Zetteln verkündet, und die Zeitungen erzählten so viel von ihr, daß die Neugier des Publicums auf's Höchste gespannt war.

Der berühmte Mälzel zeigte damals seinen vielbewunderten »automatischen Schachspieler« in dem großen Ballsaale der Concerthalle; aber die Negerin erhielt so zahlreichen Besuch, daß unser Zimmer zu klein war und Herr Mälzel sich bewogen fand, seine Schaustellung zu schließen und uns den großen Saal zu überlassen. Ich hatte häufige und lange Unterredungen mit ihm. Ich betrachtete ihn als den Reformator im Bereiche der öffentlichen Unterhaltungen, und freute mich, daß er mir eine glückliche Zukunft prophezeite.

»Ich sehe,« sagte er in gebrochenem Englisch, »daß Sie den Werth der Presse erkennen, und das ist die Hauptsache. Wer etwas öffentlich zeigen will, muß sich hauptsächlich auf die Lettern und Druckerschwärze verlassen. Wenn Ihre alte Negerin stirbt,« setzte er hinzu, »so kommen Sie zu mir, und ich will Ihr Glück machen. Ich will Ihnen meine Carrousel, meinen automatischen Trompeter und viele andere Curiositäten überlassen, mit denen Sie viel Geld machen werden.«

Ich dankte ihm für sein gütiges Anerbieten, und ver-

sicherte ihm, daß ich mich nöthigenfalls an ihn wenden würde.

Unsere Schaustellung wurde mehre Wochen lang stark besucht. Ich ließ immer neue Ankündigungen und Zeitungsartikel vom Stapel, um die Negerin in frischem Andenken zu erhalten und die Neugier des Publicums von Neuem zu reizen.

Als der Besuch etwas nachzulassen begann, erschien in einer Zeitung eine kurze Mittheilung, unterzeichnet: »Ein Besucher,« worin der Einsender eine wichtige Entdeckung anzeigte. Er behauptete, die alte Negerin sey ein »Puff,« und die Wahrheit, die er entdeckt, sey in hohem Grade merkwürdig und interessant. »Joice Heth,« hieß es in dem Zeitungsartikel, »ist kein menschliches Wesen, sondern ein aus Fischbein, Kautschuk und zahllosen Federn sinnreich zusammengestellter Automat, der sich bei der geringsten Berührung nach dem Willen des Mechanikers bewegt. Der Unternehmer ist ein Bauchredner, und alle mit der alten Negerin geführten Gespräche sind in Bezug auf sie nur scheinbar, denn die Antworten, die sie angeblich spricht, und die Geschichten, die sie erzählt, sind nichts als die Stimme des Bauchredners.«

Mälzel's wunderbare Automaten bahnten dieser Ankündigung gewissermaßen den Weg, und Hunderte, die noch nicht da gewesen waren, kamen nun, um den merkwürdigen Automaten zu sehen, und viele Andere, die die alte Negerin schon gesehen hatten, waren begierig, sie noch einmal zu sehen, um sich zu überzeugen, ob man sie getäuscht hatte, oder nicht. Die Folge davon war ein neuer Zuwachs der schaulustigen Menge.

Eines Tages kam ein vormaliges Mitglied des Congresses mit Gattin, zwei Kindern und einer alten Mutter. Er

war einer der angesehensten Männer in Boston, und die Anwesenden traten ehrerbietig auf die Seite, als sich die Familie dem Lager der alten Negerin näherte. Ich knüpfte mit dem Gentleman ein Gespräch an, beantwortete seine zahlreichen Fragen, und richtete mehre meiner Bemerkungen an seine Gemalin. Unterdessen betrachtete die alte Dame unter der unmittelbaren Leitung meines Gehilfen Lyman die Negerin mit großer Aufmerksamkeit.

»Sie ist wirklich lebendig!« sagte die alte Dame mit sichtlicher Befriedigung.

Ich freute mich, daß ihr Sohn die Bemerkung nicht hörte. Ich führte das Gespräch eifrig mit ihm fort, um seine Aufmerksamkeit zu fesseln; zugleich aber lauschte ich auf die Worte seiner Mutter.

»Warum glauben Sie das?« fragte Lyman ganz gelassen.

»Weil ihr Puls so regelmäßig schlägt wie der meinige,« antwortete die alte Dame.

»O, das ist der einfachste Theil der Maschinerie,« sagte Lyman. »Wir bringen die Pulsschläge nach dem Princip eines Uhrpendels hervor.«

»Ist es möglich?« sagte die alte Dame, die nun vollkommen überzeugt war, daß die Negerin ein Automat sey. Dann wandte sie sich zu ihrem Sohne und sagte: »George, das Ding lebt nicht, es ist eine Maschine.«

»Wie kommen Sie auf diese Idee?« sagte der Sohn mit sichtlicher Verlegenheit.

Ein halbunterdrücktes Kichern machte die Runde durch den Saal, und der Gentleman mit seiner Familie entfernte sich bald. Lyman blieb ganz ernsthaft, und der schärfste Beob-

achter würde in seinem Gesicht nicht die mindeste Spur von Spott oder Satyre bemerkt haben.

Von Boston gingen wir nach Hingham und von da nach Lowell, Worcester, Springfield und Hartfort. Ueberall wurde unsere Schaustellung stark besucht, und nirgends zweifelte man an dem hohen Alter der Negerin.

Wir beeilten unsere Rückkehr nach New=York, um einen zweiten, mit Herrn Niblo abgeschlossenen Vertrag zu erfüllen. Es war gerade Jahrmarkt, und der große Zudrang von Fremden hatte einen so zahlreichen Besuch unseres Salons zur Folge, daß wir den Schaulustigen oft anzeigen mußten, es sey kein Platz mehr. In solchen Fällen pflegten wir die Schaustellungen abzukürzen, ein paar Gesänge wegzulassen, die Fragen sehr rasch zu beantworten und höflich die Ausgangsthür zu öffnen, während vom Garten her neue Besucher eingelassen wurden.

Nachher gingen wir nach New=Haven, Newark und Albany. In letzterer Stadt wurden im Theater des Museums von einem »Signor Antonio« equilibristische Vorstellungen gegeben. Die wirklich staunenswerthen Künste des Gauklers waren mir und wahrscheinlich dem ganzen Publicum neu. Signor Antonio erregte meine Aufmerksamkeit. Herr Meech, der Eigenthümer des Museums, erzählte mir, er sey ein Italiener und von England nach Canada gekommen. Albany sey die erste amerikanische Stadt, wo er Vorstellungen gegeben. Da ich erfuhr, daß sein Engagement mit Herrn Meech zu Ende war, suchte ich eine Unterredung mit »Antonio,« und in zehn Minuten hatte ich ihn auf ein Jahr engagirt. Ich sicherte ihm wöchentlich zwölf Dollars, freie Station und Reisekosten zu. Ich wußte nicht recht, wo ich meinen Schütz=

ling verwenden sollte, aber ich war überzeugt, daß Geld in ihm war.

Ich ging mit Antonio, Joice Heth und Lyman wieder nach New-York. Wir kehrten in dem kleinen Gasthause in Frankfort-Street ein, das ich im Frühjahr gehabt und nachmals verkauft hatte. Ich ließ meine Leute in Frankfort-Street und ging zu meiner Frau und Tochter, die bei einem Herrn Knapp in Cherry-Street wohnten.

Ich stellte an Signor Antonio vorläufig zwei Forderungen: erstens sollte er sich tüchtig waschen — eine Operation, die er seit mehren Jahren vernachlässigt zu haben schien — und zweitens sollte er seinen Namen ändern. Den Namen »Antonio« hielt ich nicht für »ausländisch« genug, und nannte ihn fortan »Signor Vivalla.« Er willigte in beide Forderungen. Ich schrieb sogleich einen Zeitungsartikel, der die staunenswerthen Eigenschaften des eben aus Italien angekommenen Signor Vivalla pries. Von dem Zeitungsblatt, in welchem dieser Artikel erschien, schickte ich ein Dutzend Exemplare an einige Theaterdirectionen in New-York und anderswo.

Zuerst wandte ich mich an William Dumeford, Director des Franklintheaters, aber er lehnte das Engagement des »ausgezeichneten italienischen Künstlers« entschieden ab. Er hatte, wie er meinte, so viele Vorstellungen dieser Art gesehen, welche die Leistungen Vivalla's weit übertreffen.

»Verzeihen Sie, Herr Dumeford,« erwiederte ich, »aber Sie irren sich. Sie haben gewiß viel Merkwürdiges in Ihrem Leben gesehen, aber ich würde den Signor Vivalla gewiß nicht aus Italien verschrieben haben, wenn ich nicht den überzeu-

genden Beweis hätte, daß er der einzige Künstler dieser Art ist.«

»Lassen Sie Ihre Bedingungen hören,« sagte Dumeford, der (gleich vielen jungen Damen und vielen anderen Republikanern vom reinsten Wasser) unter dem magischen Einflusse eines ausländischen Einfuhrartikels weich wurde.

»Einen Abend sollen Sie ihn umsonst haben,« erwiederte ich. »Wenn er Ihnen nach dem ersten Versuch gefällt, so sollen Sie ihn den übrigen Theil der Woche für fünfzig Dollars haben — aber wohl verstanden, dies ist nur eine Probezeit, um das Publicum mit ihm bekannt zu machen. Nachher verlange ich fünfzig Dollars für jeden Abend.«

Mein Antrag für den ersten Abend wurde angenommen. Drei Tage vor dem ersten Auftreten des »berühmten italienischen Künstlers, Signor Vivalla« nahm ich die Hilfe der Druckerschwärze und Holzschnitte mit dem besten Erfolge in Anspruch. Das Haus war gedrängt voll. Ich ging auf die Bühne, um Vivalla bei seinen Vorrichtungen behilflich zu seyn, ihm die Muskete, die er mit dem Bayonnetende auf seiner Nase balancirte, zu reichen, während er auf den Stelzen zehn Fuß hohe Sprünge machte und dergleichen. Dies war mein erstes Erscheinen auf der Bühne.

Jedes Kunststück des Italieners wurde stürmisch applaudirt. Der Director Dumeford war entzückt, und ehe wir die Bühne verließen, engagirte er Vivalla für die Woche. Am Schlusse der Vorstellung wurde Vivalla herausgerufen, und da ich es nicht für politisch hielt, ihn englisch sprechen zu lassen (obgleich er es sehr geläufig sprach, da er einige Jahre in England gewesen war), so trat ich mit ihm vor und dankte dem Publicum in seinem Namen.

Inzwischen hatte ich eine neue Schaustellung der alten Negerin in einem andern Locale eröffnet, aber da ich sah, daß Vivalla glänzende Aussichten hatte und daß der Erfolg des Unternehmens hauptsächlich von einer geschickten Leitung abhängen würde, so überließ ich die Negerin meinem Gehilfen Lyman. Er blieb noch einige Wochen mit ihr in New-York und zeigte sie dann in mehren Städten von Connecticut und in andern Staaten der Union. Vivalla blieb im Franklintheater noch eine Woche, für die ich hundertfünfzig Dollars erhielt. Unmittelbar darauf erhielt ich für ihn in Boston dieselbe Summe. Dann gingen wir nach Washington, wo ich mit Wemyß einen Vertrag abgeschlossen hatte.

Das Theater in Washington war klein und nicht günstig gelegen. Wir begannen am 16. Jänner 1836 und die Einnahme des ersten Abends betrug nur dreißig Dollars. Es war ein harter Anfang; denn mein Nutzen hing von der Einnahme ab, und dem Vertrage gemäß mußten fünfzig Dollars mehr eingehen, ehe ich auf einen Penny Anspruch machen konnte.

Es war mein erster Besuch in Washington, und ich war sehr begierig, das Capitol der Vereinigten Staaten und andere Regierungsgebäude zu sehen. Diese Wißbegierde fand vollständige Befriedigung: ich sah Clay, Calhoun, Benton, Webster, J. Q. Adams, Polk, Richard M., Johnson und andere bekannte Staatsmänner, die im Congreß sitzen.

Polk war damals Präsident des Repräsentantenhauses, und Van Buren, damaliger Vicepräsident der Vereinigten Staaten, führte natürlich den Vorsitz im Senate. Eines Tages hatte ich auf der Gallerie Gelegenheit, die außerordentliche Selbstbeherrschung Van Buren's zu beobachten. In

jenen Tagen großer politischer Aufregung wurde er von seinen Gegnern »Reinecke Fuchs,« »der kleine Zauberer« rc. genannt, und Viele hielten ihn wirklich für einen höchst schlauen, hinterlistigen Mann.

Calhoun erhob sich, um zu sprechen. Er war sehr aufgeregt und sagte schnell: »Herr Präsident, ich werde seit einiger Zeit durch Zeitungen belästigt, die mir aus den Staaten Neu-Englands zugeschickt werden und in denen die Grundsätze und Pläne einer Classe von Menschen — oder vielmehr Undankbaren, die als »Abolitionisten« bekannt sind, auseinandergesetzt werden. Mit Ihrer Erlaubniß will ich eine Stelle aus einer diesen Morgen angekommenen Zeitung vorlesen.«

Calhoun las nun einen sehr heftigen und bittern Angriff auf die südlichen Sclavenhalter, die darin Seelenverkäufer, Piraten, Räuber, Mörder genannt wurden. Diese Leute, hieß es, verachteten die zehn Gebote, und sie verdienten von ihren Sclaven niedergemetzelt zu werden. Es wurde sogar den Sclaven gerathen, sofort blutige Rache an ihren Herren zu nehmen.

Ein Gemurmel des Unwillens gegen den nicht genannten Redacteur der Zeitung durchlief den Saal, und Calhoun fuhr fort: »Der politische Charakter dieses Blattes, Herr Präsident, läßt sich aus folgenden obenanstehenden Namen beurtheilen: als Präsident Andrew Jackson, von Tennessee; als Vicepräsident Martin Van Buren, von New-York.«

Die Versammlung brach in ein lautes Gelächter aus. Van Buren's Gesicht blieb so ruhig und heiter wie ein Maimorgen, als ob ihn die Worte Calhoun's nicht im mindesten

berührten. Calhoun sprach noch zwanzig Minuten sehr heftig gegen die Staatsverwaltung. Van Buren schien gar keine Notiz davon zu nehmen, und als die Rede beendet war, ging er ruhig zwischen den Senatoren umher und plauderte mit ihnen.

Ich ging zu der Schriftstellerin Anne Royall, die damals eine Berühmtheit war. Sie gab ein kleines Blatt unter dem Titel »Paul Pry« heraus. Ich hatte mit ihr getauscht, als ich den »Herold der Freiheit« herausgab. Sie schenkte mir ihre warme Theilnahme und freute sich sehr mich zu sehen.

Anne war ungeheuer geschwätzig. Ihre Zunge plapperte wie eine Mühle. Anfangs glaubte sie, ich sey Clayburn, das Congreßmitglied für Missisippi.

»Ich erwarte Clayburn jede Minute hier,« sagte sie. »Wissen Sie wohl, daß er ein arger Schalk ist? Ja, Barnum, er stellte sich mir einst als einen Geistlichen vor. Aber ich nehme es ihm nicht übel, er ist im Grunde ein braver Mann.«

»Sally, räume auf!« sagte Mistreß Royall zu ihrem Stubenmädchen, einer großen, schmutzigen Frauensperson. »Du weißt, daß ich diesen Morgen einige Congreßmitglieder erwarte. O ja, Herr Barnum, sie kommen Alle zu mir, sie können nicht umhin. Feinde und Freunde kommen in mein Haus. Warum sollten sie nicht? sie sind ja mein Werk. Es sieht armselig bei mir aus, aber Gott sey Dank, ich bin unabhängig und mache mir nichts daraus. Die ganze Regierung fürchtet mich, ich kenne sie Alle vom Kopf bis zu den Füßen; ich durchschaue sie. Apropos, Barnum, wem werden Sie

Ihre Stimme geben bei der Präsidenten- und Vicepräsidentenwahl?«

»Ich glaube, daß ich's mit Matty und Richard M. halten werde,« antwortete ich. — Ich meinte Martin Van Buren und Richard M. Johnson.

Ich habe manche furchtbare Dinge, manche heftige Ausbrüche stürmischer Leidenschaften gesehen, aber nie sah ich eine Person so aufgeregt, wie Mrs. Anne Royall, als sie meine Antwort vernahm. Nach einer Minute erst vermochte sie zu sprechen. Ich führte ein Tagebuch, und ich schreibe Wort für Wort ab, was ich damals aufzeichnete:

»Mein Gott, mein Gott! ist es möglich? Einem solchen Affen, einem solchen Schurken, einem solchen Hallunken, einem solchen Feinde seines Vaterlandes, wie Van Buren, wollen Sie Ihre Stimme geben! Barnum, Sie sind ein Verräther, ein Schuft, ein elender Heuchler! Sie sind ein Spion, ein Schalksnarr und ich hoffe, das erste Schiff, das Sie betreten, wird mit Ihnen untersinken.«

»Ha, ha, ha! das ist köstlich!«

»Sie lachen noch, während Ihr Vaterland in Gefahr ist? Sie gewissenloser Mensch lachen, während der Feind sich rüstet, Ihr Vaterland zu vernichten! O nein, Sie glauben es nicht; aber die Verschwörer werden sich wohl hüten, sich mit Euch verrückten Yankee's einzulassen. Sie müssen wissen, daß ich's schon einmal mit ihnen gehalten habe und die ganze Sippschaft kenne.«

»Aber Sie müssen doch zugeben, Anne, daß auf unsrer Seite auch manche brave Leute sind.«

»Nein, das gebe ich nicht zu. Keiner von Euch würde einen Heller opfern, um das Vaterland vom Untergange zu

retten. Sehen Sie, wie ich lebe, sehen Sie, wie ich arbeite, um mein Vaterland zu retten! Ich bin beständig in Thätigkeit. Sehen Sie mein Haus: ich habe kaum ein Bett, auf dem mein Haupt ruhen kann — ich opfere Alles, gebe Alles mit Freuden hin — und Sie rühmen sich, Sie liebten Ihr Vaterland! O, Sie verdienten »gelyncht« zu werden!«

In dieser Weise faselte Anne eine halbe Stunde. Von Zeit zu Zeit lachte ich, und das reizte sie noch mehr zum Zorn, und wenn ich ein Wort der Entschuldigung einzuschalten suchte, eiferte sie:

»Ja, so macht Ihr's! Ihr Yankee's wollt Niemand zu Worte kommen lassen, und deshalb wißt Ihr auch nichts.«

Sie sprach so viel und heftig, daß ihr am Ende der Athem ausging. Ich hatte mir einen ziemlich richtigen Begriff von ihrem Charakter gemacht, und war überzeugt, daß sie, trotz ihres politischen Fanatismus, eine gutmüthige, vortreffliche Person war, und daß ihr tolles Geschwätz nur eine Aufwallung ihrer Leidenschaft, und keineswegs ein Zeichen von Haß und Feindseligkeit gegen mich war. Ich hatte vollkommen Recht, denn bald wurde ihre Stimme sanfter und sie setzte einlenkend hinzu:

»Ein guter Kerl sind Sie darum doch, Barnum, und es freut mich, Sie zu sehen. Es thut mir wirklich leid, daß wir von Politik gesprochen haben, denn ich bin so nervös. Jetzt wollen wir gemüthlich plaudern.«

Sally meldete nun, die Zeitungsblätter wären zum Versenden bereit. Anne stand auf und sagte zu mir: »Kommen Sie mit mir in die Druckerei, Barnum; wir können dort miteinander plaudern und arbeiten.«

Wir begaben uns in ein kleines aus Ziegeln erbautes

Hinterhaus und stiegen zwei schmutzige Treppen hinan. Am Ende eines dunklen Ganges war die Druckerei des »Paul Pry.« Das ganze Personal bestand aus einem Manne und einem Jungen. Auf dem Fußboden lag ein Haufen Zeitungen in Umschlägen und mit den betreffenden Adressen versehen.

»Jetzt, Barnum,« sagte Anne, »muß ich diese Zeitungen für die Post sortiren, denn unsere faulen Postbeamten würden in einer Woche nicht damit zu Ende kommen. Sie müssen mir helfen. Setzen Sie sich auf den Fußboden an meine Seite, wir können mit einander arbeiten und plaudern.«

Anne setzte sich auf den schmutzigen Fußboden, und da in dem Zimmer kein Stuhl war, so folgte ich ihrem Beispiel; ich mochte nicht einmal mein Schnupftuch ausbreiten oder den Staub abwischen, denn ich fürchtete, sie hätte es als eine Beleidigung nehmen können.

Wir blieben wohl eine halbe Stunde bei dieser Arbeit. Die Zeit verging sehr angenehm, denn Anne erzählte mir kurz ihre Geschichte, deren Mittheilung mich zu weit führen würde.

Ehe ich sie verließ, machte ich ihr den Antrag, eine Reihe von Vorlesungen über die Regierung in den atlantischen Städten zu halten; aber sie war durch keinen klingenden Lohn dazu zu bewegen, und ich mußte die Speculation aufgeben, die auch schwerlich großen Gewinn gebracht haben würde.

Mistreß Royall dankte mir für den Besuch und bat mich, sie bei meinem nächsten Besuche in Washington nicht zu vergessen. Ich versprach es, habe aber die excentrische alte Dame nicht wiedergesehen.

Während ich dies schreibe, erfahre ich, daß sie gestorben ist. Ich schneide folgenden Artikel aus einer New-Yorker Zeitung vom 5. October 1854:

»Mrs. Anne Royall starb am 1. d. M. zu Washington in hohem Alter. Sie war die Witwe des Obersten William Royall und gab eine Zeitung heraus. Der »Washington Star« sagt: »Seit der Herausgabe der berühmten Geschichte ihrer im Interesse der Presbyterianer unternommenen Reise durch die Unionsstaaten hat sie immer hier gewohnt. In den letzten vier oder fünf Jahren war sie sehr gebrechlich; ihre Zunge blieb jedoch in gewohnter Thätigkeit, und bis an ihr Ende war eine Schaar von Bewunderern um sie versammelt. Sie war eben so heftig und leidenschaftlich in dem Ausdruck ihrer Antipathien, als warm in ihrer Freundschaft. Sie behielt bis zu ihrer Todesstunde alle Eigenthümlichkeiten ihres Temperamentes, wodurch sie im ganzen Lande so berühmt geworden war.«

Während der Vorstellungen Vivalla's in Washington schneite es unaufhörlich, und mein Verlust war so groß, daß ich kaum Mittel genug hatte, um nach Philadelphia zurückzukehren. Nach langem Zögern und mit tiefer Betrübniß und Demüthigung versetzte ich meine Uhr und Kette für fünfunddreißig Dollars, mit dem Versprechen, sie binnen Monatsfrist wieder einzulösen. Zum Glück jedoch kam Herr Wemyß von seiner Reise zurück; er lieh mir die fünfunddreißig Dollars und ich konnte meine Uhr sogleich wieder einlösen.

Ich ging mit Vivalla nach Philadelphia und eröffnete die Vorstellungen in einem schwach besuchten Hause. Die Schlittenbahn war gut, der Theaterbesuch schwach. Hadaway, der populäre, ewig junge Komiker, der jetzt in mei-

*

nem »Museum« engagirt ist, spielte damals in Philadelphia. Er ist ein ausgezeichneter Schauspieler. Alles ist komisch an ihm: sein Lachen, sein Gang, jeder Blick, jede Bewegung, jeder Ton seiner Stimme, er muß Lachen erregen, wenn er auch nicht will. Er erlaubt sich nie einen gemeinen Ausdruck, übertreibt keine Rolle, sein gebildeter Geist zeigt ihm die Grenzen, in denen er sich bewegen muß. Er ist ungemein fleißig und auch von Charakter ein vortrefflicher Mensch.

Signor Vivalla's Vorstellungen fanden vielen Beifall. Am zweiten Abende hörte ich jedoch zwei oder drei Personen im Parterre zischen. Es war das erste Mal, daß mein Schützling ein Zeichen des Mißfallens erhielt, und ich war erstaunt. Vivalla, der unter meiner Leitung stolz geworden war, ärgerte sich. Ich begab mich ins Parterre und fand, daß die Aeußerungen des Mißfallens von einem Gaukler, Namens Roberts und seinen Freunden kamen. Roberts meinte, er könne Alles machen, was Vivalla leistete. Ich wußte, daß ers nicht konnte, und sagte es ihm. Es kam zu einem Wortwechsel. Ich ging in die Theaterkanzlei und schrieb einen kurzen gleichlautenden Zeitungsartikel auf einige Zettel. Dann eilte ich in verschiedene Druckereien, um den Artikel am folgenden Morgen erscheinen zu lassen. Die Ueberschrift lautete: »Tausend Dollars Belohnung!« und dann wurde erklärt, daß Signor Vivalla diese Summe Jedem zahlen wolle, der seine Künste an einem von ihm zu bezeichnenden Orte öffentlich nachahmen werde.

Roberts erschien am folgenden Tage mit der Erklärung, daß er das Anerbieten Vivalla's annehme, und forderte ihn auf, die tausend Dollars zu hinterlegen und den Ort der Probe zu bestimmen. Er wohne in einem Gasthofe

unweit Green's Circus, wo er engagirt war. Ich borgte tausend Dollars von meinem Freunde Oliver Taylor, ging zu Herrn Warren, dem Theatercassier, und fragte ihn, welchen Antheil an der Einnahme er mir geben wolle, wenn ich dem Publicum ein Schauspiel böte, das die Einnahme auf vier- bis fünfhundert Dollars brächte. (Am letzten Abend waren nur fünfundsiebzig Dollars eingegangen.) Er sicherte mir ein Drittheil der Bruttoeinnahme zu. Ich ging nun zu Roberts und zeigte ihm meine tausend Dollars. »Ich bin bereit,« sagte ich, »dieses Geld sicheren Händen zu übergeben und darauf zu verzichten, wenn Sie Signor Vivalla's Künste machen.«

»Gut,« erwiederte Roberts mit großer Prahlerei, »übergeben Sie das Geld Herrn Green, dem Eigenthümer des Circus.«

Ich willigte ein und legte ihm eine Erklärung, die sowohl in den Zeitungen als in Form von Zetteln veröffentlicht werden sollte, zum Unterzeichnen vor. Er las die Schrift. Es wurde darin erklärt, daß Signor Vivalla tausend Dollars in sichere Hände hinterlegt habe und sich verpflichte, auf diese Summe zu verzichten, wenn Roberts die verschiedenen Künste Vivalla's nachzumachen vermöchte; Roberts erbietet sich, auf der Bühne des Theaters in Walnutstreet am Abend des 30. die öffentliche Probe abzulegen.

»Sie erwarten doch nicht, daß ich alle Künste Vivalla's mache?« sagte Roberts, nachdem er die Erklärung gelesen.

»Nein, ich erwarte nicht, daß Sie es können, aber wenn Sie nicht alle Künste Vivalla's machen, so haben Sie

natürlich keinen Anspruch auf die tausend Dollars,« erwiederte ich.

»Ich kann nicht auf Stelzen tanzen,« sagte Roberts, »und bin nicht so närrisch mir den Hals zu brechen.«

Einige Kunstreiter und andere Personen hatten sich um uns versammelt und schienen sich lebhaft für die Sache zu interessiren. Ich hielt die tausend Dollars noch in der Hand. Ich sah, daß sich Roberts aus der Schlinge ziehen wollte; aber dies paßte nicht in meinen Kram und ich erwiederte, daß wir unser Geschäft ohne Vermittlung dritter Personen abthun könnten, und daß ich ihn daher allein zu sprechen wünschte. Er führte mich in sein Zimmer; ich verriegelte die Thür und sagte zu ihm:

»Sie haben sich erboten, Vivalla's Anerbieten anzunehmen. Worin bestand dieses Anerbieten? Daß er Jedem, der seine Künste nachmachen würde, tausend Dollars geben wolle. Wenn Sie es nicht können, so verlieren Sie den ausgesetzten Preis. Jetzt gestehen Sie, daß Sie nicht auf Stelzen gehen können; Sie würden also die tausend Dollars nicht bekommen, weil sie »seine Künste« nicht machen können.«

»Aber ich kann Künste, die Vivalla nicht macht,« entgegnete Roberts.

»Das bezweifle ich nicht,« erwiederte ich; »aber das hat mit Vivalla's Anerbieten nichts zu thun.«

»Ich sehe wohl,« sagte Roberts auffahrend, »es ist ein Yankeekniff, und Sie wollen sich einen Ausweg offen lassen.«

»Sie irren sich, Herr Roberts. Ich habe Ihnen einen klaren bündigen Antrag gemacht, und bin bereit, ihn zu er-

füllen. Ereifern Sie sich nicht, denn Sie sollen einen Freund und keinen Feind finden.«

Ich fragte ihn, ob er bei Herrn Green engagirt sey.

»Für den Augenblick nicht,« erwiederte er, »denn der Circus ist geschlossen.«

»Es ist klar,« versetzte ich, »daß Sie die tausend Dollars nicht gewinnen können. Ich wußte es im Voraus; aber ich will Ihnen dreißig Dollars zahlen, wenn Sie einen Abend unter meiner Leitung im Walnutstreet-Theater auftreten wollen.«

Er willigte ein; ich ersuchte ihn, die Erklärung zu unterzeichnen und ganz unbesorgt zu seyn. Er unterzeichnete, und ich ließ die Erklärung drucken, nachdem ich mit dem Theatercassier meinen Vertrag abgeschlossen hatte, nach welchem ich am 30. ein Drittheil der Bruttoeinnahme bekommen sollte, vorausgesetzt, daß vierhundert Dollars eingehen würden.

Am folgenden Tage brachte ich Roberts und Vivalla zusammen; es wurde eine Art Probe gehalten, und Beide sahen bald, welche Künste jeder von ihnen machen konnte. Wir verabredeten nun, wie die Vorstellung stattfinden und wie sie enden sollte.

Inzwischen stieg die Neugier des Publicums aufs Höchste. Einige Zeitungsartikel prahlten, Roberts sey ein Amerikaner und der Fremde könne nicht gegen ihn aufkommen. Roberts selbst kündigte in den Zeitungen an, daß er einen Theil der tausend Dollars, falls er sie gewänne, einem wohlthätigen Zwecke widmen wolle. Ich unterließ ebenfalls nicht, die Macht der Presse auszubeuten, und das Publicum sah der Vorstel-

lung mit fieberhafter Spannung entgegen. Ich wußte, daß ein volles Haus un fait accompli war.

Ich täuschte mich nicht, das Parterre und die Gallerien waren zum Erdrücken voll. Der Billetverkauf mußte eingestellt werden, weil nicht mehr Zuschauer Platz fanden. Die Logen waren nicht so voll, obgleich sie weit mehr Personen enthielten, als man in den letzten zwei oder drei Monaten gesehen hatte.

Der Wettstreit war sehr interessant. Roberts mußte natürlich besiegt werden, und es war verabredet, daß Vivalla zuerst seine leichtesten Künste machen sollte, um den Kampf möglichst in die Länge zu ziehen. Roberts machte dem Italiener seine Künste nach; jeder wurde von seinen Freunden applaudirt und von seinen Gegnern ausgezischt. Von Zeit zu Zeit riefen dem Ersteren seine Freunde aus dem Parterre zu: »Roberts, der kleine Franzose muß besiegt werden. Ein Yankee ist zu viel für zwei Franzosen!« Als der Wettstreit etwa vierzig Minuten gedauert hatte, trat Roberts vor und erklärte sich für besiegt. Seine Freunde ermunterten ihn, noch einen Versuch zu machen, und als er es ablehnte, forderten sie ihn auf, seine eigenen Kunststücke zu zeigen. Dies that er, und seine Leistungen, die etwa zwanzig Minuten dauerten, wurden lebhaft applaudirt.

Sobald der Verhang fiel, wurden die beiden Nebenbuhler herausgerufen. Ehe sie vortraten, engagirte ich Roberts auf einen Monat, unter der Bedingung, daß er seine Vorstellungen nach meinen Weisungen einrichten sollte. Er zeigte dem Publicum an, daß er mehr Kunststücke verschiedener Art machen könne als Vivalla, und biete demselben eine Wette von fünfhundert Dollars an.

»Ich nehme die Herausforderung an,« sagte Vivalla, der an Roberts Seite stand, »der Strauß möge nächsten Dinstag in diesem Theater ausgefochten werden.«

»Bravo!« riefen Vivalla's Freunde eben so laut wie die Partei seines Gegners.

Roberts und Vivalla warfen einander zornige Blicke zu und entfernten sich auf verschiedenen Seiten. Ehe sich der Beifallssturm gelegt hatte, drückten sich die beiden Gegner hinter dem Vorhange die Hände und lachten herzlich.

Die Einnahme an jenem Abende betrug 593 Dollars 25 Cents, wovon ich ein Drittel, 197 Dollars 75 Cents erhielt.

Der Wettstreit am Dinstag Abend war für mich fast eben so einträglich als der erste, und einen gleich günstigen Erfolg hatten die Wettkämpfe an verschiedenen andern Orten während der Dauer von Roberts Engagement.

Diese Details mögen für den Leser vielleicht wenig Interesse haben, aber sie zeigen, welche Kunstgriffe in Theatern und andern Unterhaltungsörtern oft angewandt werden, um die Neugier des Publicums zu erregen. Ein Wettstreit zumal hat immer etwas Anziehendes und Jedermann nimmt Partei, ohne zu ahnen, daß die ganze Sache verabredet ist. Die Unterhaltung mag dem »Puff« zur Entschuldigung dienen, und es ist sehr zu bezweifeln, ob die Theaterdirectoren durch diese Enthüllungen verlieren werden, denn das Publicum will sich unterhalten, wenn es auch eine Täuschung ahnt.

Inzwischen war die arme alte Negerin krank geworden und hatte sich mit ihrer Wärterin, einer treuen Mulattin, die ich in Boston gemiethet, nach Bethel in meines Bruders Haus begeben, wo sie ärztliche Hilfe und sorgfältige Pflege fand.

Am 21. Februar 1836 hielt meines Bruders Schlitten vor der Thür meines Gasthauses in Neu=York Der Fuhrmann übergab mir einen Brief von meinem Bruder Philo, der mir den Tod der »Tante Joice« meldete. Sie war in seinem Hause am 19. Abends gestorben, und ihre Leiche lag im Schlitten; man hatte sie nach Neu=York geschickt, damit ich nach Gutbefinden darüber verfügen könne. Ich beschloß sogleich, sie nach Bethel zurückzuschicken und auf dem dortigen Friedhofe beerdigen zu lassen. Für den Augenblick jedoch wurde sie in ein kleines Zimmer gelegt|, zu welchem ich den Schlüssel hatte.

Am andern Morgen begab ich mich zu einem ausgezeichneten Arzt, der die alte Negerin in Niblo's Salon gesehen und damals gewünscht hatte, sie nach ihrem Tode zu seciren. Ich hatte es ihm versprochen, falls sie unter meinem Schutz verschied. Ich zeigte ihm nun an, daß sie todt sey, und stellte den Leichnam zu seiner Verfügung.

Unterdessen ließ ich einen Mahagonysarg kommen und in das Vorhaus stellen, wo die Section stattfinden sollte. Es waren viele Aerzte und Studenten, auch einige Geistliche und Zeitungsredacteure zugegen. Unter den letzteren befand sich Richard Adams Locke, Verfasser des berühmten »Moon Hoar,« und damals Redacteur des »Sun.«

Die Nichtverknöcherung der Arterien in der unmittelbaren Nähe des Herzens wurde von dem secirenden Arzte und den meisten anwesenden Herren als ein Beweis gegen das vermeinte hohe Alter der Negerin gehalten.

Als sich Alle, bis auf den Arzt, dessen Freund Locke und Lyman, entfernt hatten, erklärte der Arzt, es müsse hinsichtlich des angegebenen Alters der Negerin ein Irrthum

obwalten; sie sey nicht hunderteinundsechzig, sondern wahrscheinlich nicht über achtzig Jahre alt geworden.

Ich entgegnete, daß ich die Negerin mit der festen Ueberzeugung von der Wahrheit der Angabe gekauft und die mir vorgelegten Documente für einen klaren Beweis gehalten; er selbst habe die alte Negerin ja untersucht, als sie in Niblo's Garten zur Schau ausgestellt wurde. Er erwiederte, ich müsse getäuscht worden seyn, der Leichnam habe allerdings die Merkmale eines sehr hohen Alters, aber die Documente müßten entweder gefälscht seyn oder sich auf eine andere Person beziehen.

Lyman, der immer gern Spaß machte, meinte, es sey nicht möglich, über einen Fall dieser Art mit völliger Genauigkeit zu entscheiden. Seine Bemerkungen verletzten die Empfindlichkeit des Arztes, der den Arm seines Freundes Locke nahm und sich etwas verstimmt entfernte.

Am folgenden Tage (25. Februar 1836) stand im »Sun« ein ohne Zweifel von Locke geschriebener Artikel, der folgendermaßen begann:

»Großartiger Puff. — Die Leichenöffnung, die gestern mit der am 19. d. M. verstorbenen Negerin Joice Heth vorgenommen wurde, lieferte den Beweis, daß das Publicum in unerhörter Weise getäuscht worden ist.«

Locke gab einen ausführlichen Bericht über die Section und entwickelte die Gründe der Unwahrscheinlichkeit ihrer Geschichte.

Man wird mich vielleicht für zu leichtgläubig halten; aber ich kann versichern, daß ich unter den Tausenden, welche die Negerin besuchten, nicht sechs Personen gefunden hatte, die ihr angebliches hohes Alter und die Richtigkeit der vorge-

zeigten Documente bezweifelten. Hunderte von Aerzten erklärten, daß sie die Angabe des Alters für richtig hielten, und Dr. Rogers selbst sagte in der erwähnten letzten Unterredung, daß er beim Zerschneiden der verknöcherten Arterien der Herzgegend mehre Messer verdorben habe. Locke sprach seine Ueberzeugung von der Wahrheit der Geschichte deutlich aus, denn er sagte unter Anderem:

»Wir waren im Zweifel, ob die Leichenöffnung, welche die Wißbegier der Aerzte befriedigen sollte, nicht unstatthaft sey. Es beschlich uns der Gedanke, die irdische Hülle der armen Alten müsse unversehrt bleiben, nicht sowohl wegen ihres außerordentlich hohen Alters und des Aufsehens, das sie gemacht, als vielmehr wegen der Ehrfurcht, mit der man sie als die Wärterin des unsterblichen Washington betrachtete.«

Als der Bericht über die Leichenöffnung ins Publicum kam, waren Tausende, welche die alte Negerin gesehen hatten, höchst erstaunt. »Es muß ein Irrthum obwalten,« sagten Einige, »denn ihrem Aeußern nach mußte sie mindestens hundertundzwanzig Jahre alt seyn.« — »Unter hundert Jahre zählte sie gewiß nicht,« meinten Andere; noch Andere glaubten, sie habe wirklich das angegebene Alter erreicht.

Diese Stimmung des Publicums benutzte Lyman zu einem Spaß. Er begab sich zu Herrn Bennett, Redacteur des »Herald,« und erzählte ihm, wir hätten den Dr. Rogers gefoppt: Joice Heth sey gar nicht gestorben, sie werde in Connecticut öffentlich gezeigt; die Leichenöffnung sey an einer unlängst zu Harlem verstorbenen alten Negerin vorgenommen worden. Bennett ging in die Falle: er meinte, der Puff sey

köstlich und stelle Locke's »Moon Hoax« weit in den Schatten. Die von Lyman's unerschöpflichem Gehirn erfundenen Histörchen wurden ad notam genommen, und am 27. Februar erschien der Artikel aus dem »Sun« im »Herald« mit folgenden Bemerkungen:

»Ein neuer Puff! — Wir theilen aus der gestrigen Nummer des »Sun« einen langen Bericht über die mit Joice Heth vorgenommene Leichenöffnung mit. Die ganze Geschichte ist vom Anfang bis zu Ende nicht mehr und nicht weniger als ein Puff. Joice Heth ist nicht todt. Wir erfahren aus sehr glaubwürdiger Quelle, daß sie am letzten Mittwoch zu Hebron in Connecticut war. Das Subject, an welchem Dr. Rogers und die medicinische Facultät von Barclay-Street ihre Messer und ihren Scharfsinn geübt haben, ist die irdische Hülle einer respectablen alten Negerin, genannt »Tante Nelly,« die viele Jahre zu Harlem in einem kleinen Hause wohnte und das Eigenthum des Herrn Clarke war. Sie ist, wie Dr. Rogers in seiner Weisheit entdeckt und Dr. Locke, sein College, gewissenhaft erklärt, nicht älter als achtzig Jahre geworden. Tante Nelly klagte vor ihrem Tode über Altersschwäche; sonst war sie noch recht munter. Der Winter war indeß sehr kalt, und sie gab vor einigen Tagen den Geist auf.

»In hiesiger Stadt ist nun ein gewisser Jemand, vermuthlich einer der durch die »Entdeckungen im Monde« erleuchteten Zeitungsredactoren, auf den genialen Gedanken gekommen, die arme Tante Nelly, deren Tod er zufällig erfahren, hierher zu expediren und der medicinischen Facultät als die wirkliche Joice Heth vorzustellen. Der Puff gelang. Die hochgelahrten Herren kamen, sahen, staunten und schlugen

die Hände zusammen. Ihr Tod wurde im »Sun« angezeigt und sofort die Leichenöffnung vorgenommen. Das Publicum verschluckte die Pille. Die Tante Nelly, die bei ihren Lebzeiten unbekannt, unbeachtet geblieben war, wurde nach ihrem Tode ein Gegenstand tiefer Wissenschaft und noch tieferer Forschung. Sie sah eben so alt und häßlich aus wie die wirkliche Joice, und entsprach in dieser Hinsicht allen Erwartungen.

»Dies ist die wahre Geschichte des folgenden, aus dem gestrigen »Sun« genommenen Puffs.«

Der größte Theil des Publicums glaubte dem »Herald« und tröstete sich mit dem Gedanken: »O, ich wußte wohl, daß die Alte weit mehr als achtzig Jahre zählte. Der Artikel im »Herald« macht die Sache ganz klar.«

Locke behauptete, er habe die Wahrheit geschrieben, und Bennett, der bei seiner Behauptung blieb, bot eine Wette von mehren hundert Dollars an, daß Joice noch am Leben sey und in Connecticut öffentlich gezeigt werde! Nach einer Weile überzeugte sich der Redacteur des »Herald,« daß er selbst getäuscht worden sey, aber er behauptete noch lauter und nachdrücklicher, daß er Recht habe, und veröffentlichte einige sogenannte Zeugnisse von Personen, die angeblich in Harlem lebten und Lyman's Geschichte von der »armen Tante Nelly« bestätigten.

Im September desselben Jahres (ich befand mich damals in den südlichen Staaten) begegnete Bennett dem Schalk Lyman auf der Straße und machte ihm heftige Vorwürfe wegen der Fopperei Lyman lachte; er sagte, es sey nur ein harmloser Scherz gewesen, und als Entschädigung wolle er Bennett mit der »wahren Geschichte des Puffs von der alten Negerin Joice Heth« regaliren.

Bennett war hocherfreut. Sie gingen in sein Bureau, und Lyman dictirte dem Redacteur die angebliche Geschichte der alten Negerin: ich hätte sie in Kentucky auf einer Pflanzung gefunden — hätte ihr alle Zähne ausgerissen — ihr die Geschichte vom General Washington eingepaukt und ihr Alter in Louisville auf hundertundzehn, in Cincinnati auf hundertundzwanzig, in Pittsburg auf hundertundvierzig, und in Philadelphia auf hunderteinundsechzig Jahre angegeben.

Diese lächerliche Geschichte, die ein zehnmal größerer Puff war, als die ihm früher aufgebundene, wurde von Bennett gehörig niedergeschrieben und ausgeschmückt. Sie steht im »Herald« vom 8. und 13. September 1836, unter dem Titel: »Das Märchen von Joice Heth!« Dann folgen mehre Spalten, die eine ausführliche Erzählung der ersten Auffindung bis zur Ankunft in Philadelphia enthalten. Ein anderer Artikel vom 17. September bringt sogar das Porträt der Negerin in Holzschnitt.

Der Redacteur des »Herald« glaubte an diesen zweiten und größten Puff, dann schrieb er in der Nummer vom 8. September:

»Eine genaue und ausführliche Erzählung des Puffs, den Joice Heth und ihre Freunde in Philadelphia, New-York und Boston, insbesondere zur Erbauung der medicinischen Facultät zum Besten gegeben, liefert einen merkwürdigen Beweis des menschlichen Erfindungsgeistes auf der einen, und der menschlichen Leichtgläubigkeit auf der andern Seite. Einige der vorzüglichsten Aerzte in den genannten drei Städten, namentlich der berühmte Doctor Warren in Boston, spielten in dieser lächerlichen Komödie eine sehr hervorragende

Rolle. Ueber die angeführten Thatsachen kann kein Irrthum obwalten, denn wir haben sie aus dem Munde des Mannes, der diesen großartigen, für den Scharfblick der Aerzte und die Leichtgläubigkeit des großen Publicums so bezeichnenden Puff ersonnen und in Ausführung gebracht hat.«

In der Folge sollte ich die Erfahrung machen, daß mir Bennett die lächerliche Figur, die er in dieser Zeitungspolemik spielte, nie verziehen hat.

Die von Lyman ersonnene Historie hat seitdem fast allgemeinen Glauben gefunden, und ich habe bis jetzt nie ein Wort der Widerlegung oder Berichtigung gesagt oder geschrieben. Es sind weit wichtigere Dinge in den Zeitungen und in der Gesellschaft selten so ausführlich erörtert worden; aber die Polemik machte meinen Namen und meine Unternehmungen bekannt und kam mir daher trefflich zu Statten.

Ich füge nur noch hinzu, daß die irdischen Ueberreste der alten Negerin nach Bethel gebracht und anständig beerdigt wurden.

Ende des ersten Theiles.

Druck und Papier von Leop. Sommer in Wien.